

WERK
und
WIR



thyssenkrupp Corporate Archives



WERK *und* WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

1
1966

thyssenkrupp Corporate Archives

HOESCH MESSE- KALENDER 1965



Persönliche Freiheit in schöpferischer Freizeit

Wenn das vorliegende Heft unserer Werkszeitschrift ausgeliefert wird, hat unsere Steckenpferdausstellung, nachdem sie in Dortmund, in Bockum-Hövel, in Hagen, in Hohenlimburg und in Hervest-Dorsten mehr als 20000 Besucher angezogen und erfreut hat, ihre sechste Station, Altenessen, erreicht: In der Turnhalle des Schachtes Carl betrachten dann zum letztenmal die Besucher – unsere Steckenpferdreiter, ihre Arbeitskameraden und sicherlich wieder viele außenstehende Freunde unseres Hauses – die tausend Ausstellungsstücke, bevor diese Ausstellungsstücke endgültig dorthin zurückkehren, wohin sie gehören: in die Hände derjenigen, die sie in stillen besinnlichen Stunden geschaffen haben.

Wir dürfen mit Recht sagen, daß auch diese, unsere vierte Steckenpferdausstellung, ein voller Erfolg gewesen ist. Darum wollen wir uns auch noch einmal in Erinnerung zurückerufen, was wir vor gut zehn Jahren zur Eröffnung unseres ersten Steckenpferdturniers sagten. Wie wir in WERK UND WIR (Heft 10/1955) nachgelesen haben, erinnerten wir damals an die Worte, die 1953 Theodor Heuss bei der Eröffnung des Kongresses des Deutschen Gewerkschaftsbundes in Frankfurt ausgesprochen hatte und die uns seitdem oft begleiteten; der damalige Bundespräsident meinte unter dem lebhaften Beifall der Versammlung: „Keine Kraft durch Freude! Ich will Ihnen etwas anderes sagen, das vielleicht sentimental klingt: Mensch-Sein in Muße, Dinge treiben, die einem Freude machen: Basteln, Sammeln, Sport oder Spiel, Lesen und Wandern; für die Frau, für die Kinder Zeit haben. Denn es geht darum, der mechanisierten Teilarbeit mit ihren einseitig gewordenen Beanspruchungen den Ausgleich entgegenzustellen, dem nicht nur die freie Zeit gilt, sondern auch den freien Atem des weiteren Lebensraumes um des Menschen, um der Familie willen zu gewinnen.“

Wir fügten damals mit dem Blick auf die Steckenpferdausstellung 1955 diesen Worten Theodor Heussens die folgenden Gedanken hinzu und mit ihnen an die Besucher der Ausstellung die Bitte, „nicht an alle Arbeiten, die wir Ihnen zeigen, eine zu kritische Sonde anzulegen, die Bilder nicht etwa mit den Augen zu betrachten, wie Sie sich ein Kunstbuch oder ein Museum ansehen. Sie sollten vielmehr bei dem Betrachten dieser Arbeiten bedenken, welche Freude der Schaffende empfunden hat, als er sein Werk wachsen und sich vollenden sah. In diesen Stunden schöpferischer Arbeit war dieser Mensch bestimmt glücklich, losgelöst von allen Widrigkeiten des hastenden und hetzenden Lebens und frei von den bedrückenden und alltäglichen Bindungen. Wer von uns kennt nicht – oder könnte nicht ermessen – die seligen Stunden, die zum Beispiel der Sammler vor seiner Sammlung erlebt. Wer kennt nicht das glückliche, das beseligende Gefühl, wenn dem Dilettanten ein kleines Werkstück gelungen ist, ein Bild, ein Schnitzwerk, eine Klebearbeit, eine Stickerei. Hier war er ganz er selbst. In sein Werk legte er seine Seele, in seinem Werk sieht er sich selbst bestätigt.“

Und wie für die damalige Ausstellung, so hat auch für die Ausstellungen, die in der Zwischenzeit stattgefunden haben und gerade auch für unsere letzte, das gegolten, was Georges Friedmann, einer der bedeutenden Soziologen der Vereinigten Staaten, in seiner grundlegenden Schrift über „Die Zukunft der Arbeit“ sagt:

„Eine aktive Verwertung der Freizeit kann schon heute der Ansatzpunkt zu einem Ausgleich sein, durch sie können zahllose Menschen, wenn sie unterstützt und angeleitet werden, die Kenntnis des Materials bewahren, welche eine unabdingbare Voraussetzung von Werkfreude und selbstgeregelter und freier Arbeit ist. So kann eine aktive Freizeit jedem, der dies will und braucht, freie und verantwortliche Arbeit an allem möglichen Material sichern. Diese Menschen werden auch Materialkenntnisse und handwerkliche Vollkommenheit weiter pflegen, die vor Tausenden von Jahren unter den Händen prähistorischer Menschen in den Höhlen von Montignac und Neandertal entstanden und auf welche die Menschheit nicht endgültig verzichten kann, ohne sich eines wichtigen und wertvollen Teiles ihrer schöpferischen Ausdruckskraft zu berauben. So kann eine aktive Freizeit das Gleichgewicht zwischen dem neuen und großartigen Beitrag der technischen Zivilisation und dem unersetzlichen Vermächtnis der handwerklichen Kulturen bewahren und deren Fortbestand in der neuen Welt sichern. Und so könnte sie endlich auch die kostbare Berührung mit den Elementen, dem Stoff und der Natur hüten, deren Verlust der Menschheit manchmal zu drohen scheint.“

Mit diesen Worten und mit unserem Dank für ihre Mitwirkung entlassen wir für dieses Mal unsere Steckenpferdreiter und freuen uns schon auf das Wiedersehen mit ihnen und mit vielen weiteren, denen die Ausstellung und diese Zeitschrift Anregungen gaben, bei der nächsten Ausstellung!

Dr. Harald Koch



Titelseite: Erster Abstich am neuzugestellten Hochofen 6: die Ofenmannschaft stößt das Abstichloch frei, das Eisen beginnt zu laufen, und die zweite Ofenreise – zu der wir viel Glück wünschen! – hat begonnen.



Rückseite: Viele tausend Besucher hatten und haben Gelegenheit, die eindrucksvolle Schau unserer Steckenpferde in Dortmund, Bockum-Hövel (unser Bild), Hagen, Hohenlimburg, Dorsten und Altenessen zu sehen.

Bunt und vielseitig war unser Messekalendar 1965. Auf neunzehn Ausstellungen – 1964 waren es elf – luden wir zur Information über das vielseitige Hoesch-Erzeugungsprogramm ein.

Das Messejahr 1965 war besonders reichhaltig, weil einige einmalige oder im Wechsel mehrerer Jahre wiederkehrende Ausstellungen die Reihe der alljährlich abgehaltenen Messen erweiterten. So war Hoesch nicht nur auf vielen Veranstaltungen vertreten, die in jedem Jahr ihren festen Platz haben – wie die Messen in Hannover, Leipzig, Mailand, Barcelona, Posen oder Brunn –, sondern beispielsweise auch auf der Chemie-Ausstellung in Moskau, der deutschen Industrieausstellung in Bukarest, den Fertigbauausstellungen in Mainz und Dortmund und vor allem der Internationalen Automobil-Ausstellung in Frankfurt.

Auf jedem der neunzehn Messeplätze zeigten wir auch 1965 die mannigfachen Erzeugnisse des Hoesch-Kreises in einem der jeweiligen Ausstellung und unseren Geschäftsinteressen in den betreffenden Ländern angepaßten Ausschnitt oder in einem knappen Gesamtüberblick. Zugleich benutzten wir die Gelegenheit zum Gespräch mit dem Besucher, bei dem wir nicht nur den technischen Stand und die Qualität unserer Erzeugnisse vorstellten, sondern auch sehr aufmerksam die Wünsche und Vorstellungen der Kunden als Antwort auf unser Angebot notierten. So gewann jede der neunzehn Messen des Jahres 1965 eine weitreichende und lang nachwirkende Ausstrahlungskraft, die dazu beitragen wird, alte Geschäftsverbindungen zu festigen und neue zu knüpfen.



Leipzig 28. 2. – 9. 3.

1965 bestand die Leipziger Messe 800 Jahre. An dieser Jubiläumsmesse nahm auch Hoesch mit

einem Querschnitt durch das Erzeugungsprogramm teil.



München 13. 3. – 21. 3.

Mit einem neuen Stand und einem neuen Schmiedag-Rohrgerüst erschien Hoesch auf der Bauma, einer internationalen Baumaschi-

nenmesse, auf der wir den Besuchern die Vielfalt der für den Baumarkt bestimmten Hoesch-Erzeugnisse, wie Schmiedag-Planier-rauben und Baugeräte, Spundwände, Normbauteile, Rohre und Drahtseile, vor Augen führten.



München 18. 3. – 28. 3.

Schon das wandhohe Foto wies darauf hin, daß die Hoesch-Selbstbauprofile „im Handumdrehen“ zu montieren sind. Neben den Selbstbauprofilen des Werkes Fe-

derstahl Kassel zeigte Hoesch auf der Internationalen Handwerksmesse in München insbesondere Platal, Kaltprofile und Schweißelektroden.



Bukarest 18. 5. – 30. 5.

Die erste deutsche Industrieausstellung in Osteuropa veranstaltete die Bundesrepublik in Bukarest, der Hauptstadt Rumäniens. Hier

ein Blick in die ständig überfüllte Rundhalle; unser Stand liegt hinter dem Informationsbüro der Bundesrepublik.



Budapest 21. 5. – 31. 5.

Neben der knappen Gesamtübersicht über das Erzeugungsprogramm, das Hoesch auf der Internationalen Messe in Budapest vermittelte, wurden einige Erzeugnisse

besonders herausgestellt: zu ihnen zählten Rohre, Platal und – auf dem Freigelände – drei Kleinraupen der Schmiedag.



Mainz 26. 5. – 13. 6.

Einen Überblick über die Fortschritte im vorgefertigten Hausbau bot die „Fertigbau 65“ in Mainz, auf der die genormten Wandelemente

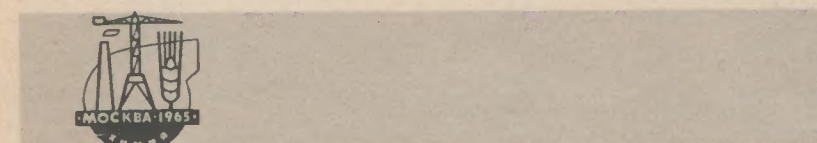
des Hoesch-Stahlfertighauses großes Interesse bei den Besuchern fanden.



Moskau 11. 9. – 26. 9.

Als Alexej Nikolajewitsch Kossygin die Moskauer Ausstellung „Chemie in Industrie, Bauwesen und Landwirtschaft“ eröffnete, entstand unser Foto, das den sowjetischen Ministerpräsidenten (Pfeil) vor unserem Stand zeigt. An Hand zahlreicher Anwendungsbeispiele und unterstützt durch Tonbildschauen konnten wir viele Fach-

leute über die hohe Qualität geschweißter Hoesch-Rohre unterrichten. Das Bild rechts zeigt den Eingang der neuerrichteten Halle der Bundesrepublik, die – wie die Stände der westlichen Aussteller überhaupt – besonders große Anziehungskraft auf alle Messebesucher ausübte.



Mailand 14. 4. – 25. 4.

Um Hoesch Italiana bei ihren Bemühungen zu unterstützen, Platal, Pladur und Zincal in die weiterverarbeitende Industrie Italiens einzu-

führen, standen auch 1965 auf unserem Mailänder Messestand die Erzeugnisse der Trierer Walzwerk AG im Vordergrund.



Hannover 24. 4. – 2. 5.

Zweifelloos war auch im vergangenen Jahr die Hannover-Messe die bedeutendste des Messejahres. Im eigenen Messehaus (unser Bild), dem Treffpunkt vieler Geschäftsfreunde aus dem In- und Ausland, standen Hoesch-Normbauteile unter dem Motto „Bauen mit Stahl“ im

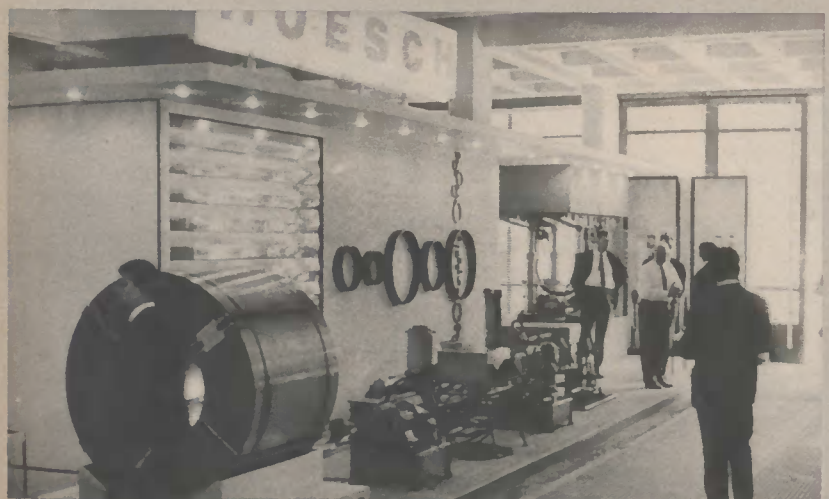
Vordergrund. Normbauteile zeigten wir außerdem auf einem Stand in Halle 15; Platal, Pladur und Zincal in Halle 20 und Hoesch-Selbstbauprofile in Halle 16 A. Auf dem Freigelände besichtigten viele Gäste das Hoesch-Stahlfertighaus und den Schmiedag-Stand.



Barcelona 1. 6. – 15. 6.

Besondere Aufmerksamkeit erzielte Hoesch auf der Internationalen Mustermesse in Barcelona

mit oberflächenveredelten Blechen – und dabei insbesondere mit Platal und mit Weißblechen.



Posen 13. 6. – 27. 6.

Eine traditionsreiche Messe ist die „Internationale Messe Posen“ in Polen. Wie in den Vorjahren konnten wir zahlreiche Vertreter der

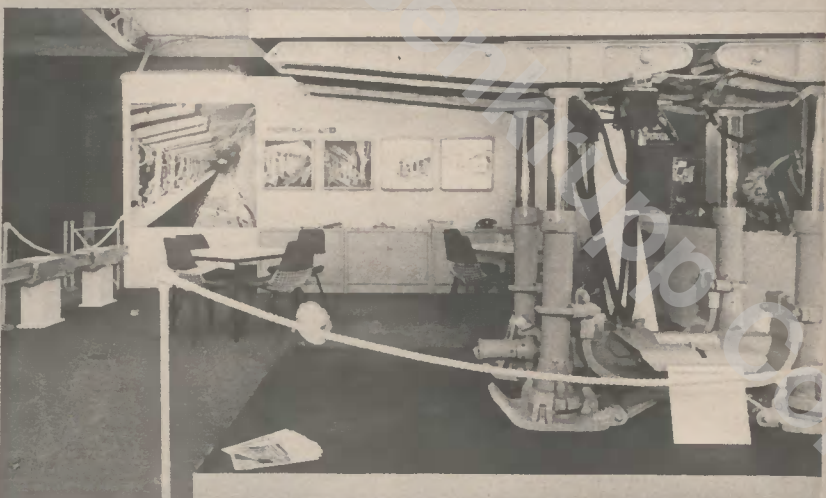
staatlichen Einkaufsstellen mit der Vielfalt der Hoesch-Erzeugnisse vertraut machen.



München 25. 6. – 3. 10.

101 Tage lang unterrichtete die Internationale Verkehrsausstellung in München über neuzeitliche Verkehrstechnik in aller Welt. Da Verkehr ohne Stahl nicht denkbar ist, war auch Hoesch mit Erzeugnissen

aus verschiedenen Bereichen vertreten; unser Bild zeigt einen Blick auf das Freigelände mit der Fußgängerbrücke aus Hoesch-Normbauteilen im Vordergrund.



London 8. 7. – 17. 7.

Zum erstenmal beteiligte sich die Hoesch-Bergbautechnik an der Bergbaumaschinen-Ausstellung in London, die alle drei Jahre statt-

findet. Wir stellten den schreitenden hydraulischen Hoesch-Ausbau vor, der auch im britischen Bergbau starkes Interesse fand.



Dortmund 3. 9. – 19. 9.

Auf der Dortmunder Ausstellung „Fertighaus 65“ waren die jüngsten Entwicklungen im Fertighausbau zu sehen. Hoesch richtete nicht nur einen Stand in der Halle,

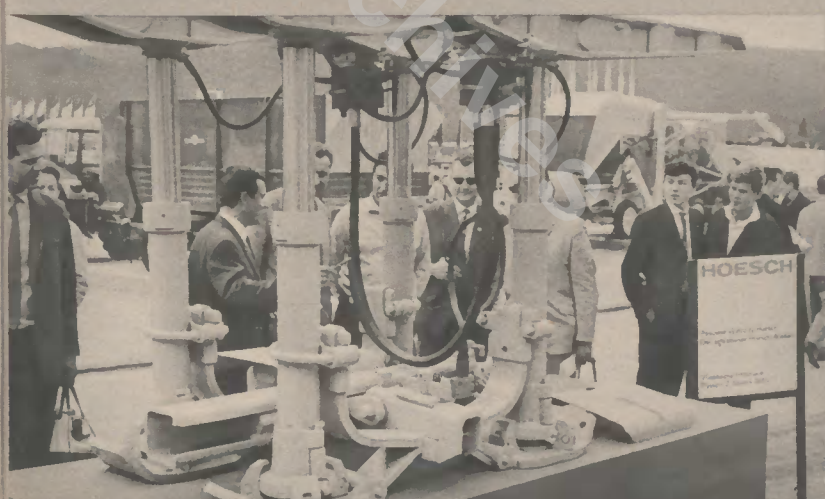
sondern auch einen regelmäßigen Bus-Dienst ein, der Besucher vom Eingang der Ausstellung (unser Bild) zum Stahlfertighaus in der Kirchderner Straße brachte.



Zagreb 9. 9. – 19. 9.

Mit Schmiedag-Raupen im Freigelände (unser Bild) und einem Überblick über das Erzeugungsprogramm in der Halle stellte sich

Hoesch in Zagreb auf der „Internationalen Herbstmesse“ den jugoslawischen Interessenten vor.



Brunn 12. 9. – 26. 9.

In Brunn findet alljährlich eine der wichtigsten Ostmesen statt, auf der Hoesch einen Querschnitt durch das Fertigungsprogramm

zeigte. Unser Bild zeigt den im Freigelände ausgestellten schreitenden Hoesch-Grubenausbau.



Frankfurt 16. 9. – 26. 9.

Zu unseren wichtigsten Abnehmern zählt die Kraftfahrzeugindustrie, denn Hoesch stellt viele tausend Zubehörteile für das Kraftfahrzeug her. Bei der Internationalen Automobil-Ausstellung 1965

unterrichteten auf einem gemeinsamen Stand die Hohenlimburger Walzwerke und die Schmiedag über ihr Fertigungsprogramm für die Kraftfahrzeugindustrie. Auf eigenen Ständen stellten Dittmann & Neuhaus Federn und Gesenkschmiedestücke und das Werk Federstahl Selbstbauprofile aus.



Essen 25. 9. – 3. 10.

An „Schweißen und Schneiden“, einer Fachmesse in Essen, war Hoesch mit Elektroden von der Westfalenhütte beteiligt, die den

Interessenten in den auf unserem Stand eingerichteten Schweißkabinen vorgeführt wurden.



Berlin 25. 9. – 10. 10.

Wie in jedem Jahr trug Hoesch auch 1965 zur Gestaltung des Gemeinschaftsstandes der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie auf der „Deutschen

Industrieausstellung“ in Berlin bei. Auf dem als Kinderspiel- und Verkehrsübungsplatz eingerichteten Stand veranschaulichte die Stahlindustrie die vielseitige Verwendbarkeit des Stahls und bereitete zugleich den kleinen und großen Ausstellungsbesuchern viel Spaß.

Freimütig miteinander reden

Zur Mitgliederversammlung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände

Bei der diesjährigen Mitgliederversammlung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände – sie fand am 2. Dezember in der Stadthalle zu Bad Godesberg statt – richteten sowohl Bundesarbeitsminister Katzer wie Professor Balke, der Präsident der Bundesvereinigung, an die Gewerkschaften und an die Arbeitgeber die dringende Forderung, sich vorurteilslos zusammenzufinden und freimütig miteinander zu reden.

Sachverstand nutzbar machen

Bundesarbeitsminister Katzer, der zum erstenmal nach der Übernahme seines Amtes auf

einer Veranstaltung sprach, bezeichnete es als eine seiner wichtigsten Aufgaben, ein möglichst gutes Verhältnis zu den verschiedenen sozialen Gruppen herzustellen. In seiner temperamentvollen Ansprache beschwor er die Unternehmer, sich mit den Gewerkschaften immer wieder an einen Tisch zu setzen und dabei an die Zukunft zu denken, nicht aber die Vergangenheit gegenseitig aufzurechnen. Er betrachte es als seine Aufgabe, diesen Dialog der Tarifpartner in Gang zu bringen, „weil wir ihn brauchen, wenn wir nicht wirtschaftspolitisch Schiffbruch erleiden wollen“. Aus diesem Grunde lehne er auch die abfällige Beurteilung der Interessenverbände ab. Der in den Verbänden organisierte Sachverstand müsse vielmehr für das Gesamtwohl des Volkes nutzbar gemacht werden.

Drei Voraussetzungen künftiger Sozialpolitik

Zu grundlegenden sozialpolitischen Fragen äußerte sich der Minister zurückhaltend. Er

stellte lediglich fest, daß er Sozialpolitik als eine Strukturpolitik auf dem Wege zu einer Leistungsgesellschaft verstehe, die sich auf Freiheit und Gerechtigkeit gründe. Drei Voraussetzungen könne er für das ihm vorschwebende sozialpolitische Programm nennen: erstens eine möglichst umfassende Auswertung wissenschaftlicher Untersuchungen und Erkenntnisse, zweitens eine stärkere Zusammenarbeit mit den Verbänden und drittens das Aufstellen eines langfristigen Programms für alle künftigen Aufgaben.

Grundsätzlich wolle er in der Sozialpolitik so lange nichts Entscheidendes unternehmen, bis Mitte dieses Jahres die Ergebnisse der sogenannten Sozialenquete vorlägen – einer Untersuchung, die fünf Wissenschaftler im Auftrag des Bundesarbeitsministeriums anstellen. Allerdings bekenne er sich schon heute zu einer tatkräftigen Fortsetzung der Vermögenspolitik zugunsten der Bezieher kleiner und mittlerer Einkommen sowie zu einer verstärkten Förderung der Bildung und Ausbildung, die dem Arbeitnehmer helfen sollen, mit dem raschen

Tempo des technischen Fortschritts Schritt zu halten.

An partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften festhalten

Auch Professor Balke, der Präsident der Bundesvereinigung, bekannte sich ausdrücklich zur Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften. Er nannte das gute Verhältnis der Sozialpartner zueinander eine der Grundlagen unserer gesellschaftlichen Ordnung und betonte, daß sich diese Zusammenarbeit nicht allein in der Tarifautonomie, in der Sozialversicherung und in der Arbeits- und Sozialgerichtsbarkeit ausdrücke, sondern auch in zahlreichen Zusammenkünften der Vertreter beider Seiten wirksam werde. „Eine Form dieser zwanglosen Kontakte bilden die sogenannten ‚Spitzengespräche‘, die die Bundesvereinigung seit geraumer Zeit mit maßgebenden Repräsentanten des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der DAG geführt hat und an denen wir festhalten wollen.“

Mit diesem Bekenntnis zur partnerschaftlichen Zusammenarbeit verknüpfte Professor Balke allerdings auch eine ablehnende Stellungnahme zu der von den Gewerkschaften erhobenen Forderung, die Mitbestimmung auszudehnen. Die Mitbestimmung könne nach seiner Überzeugung „kein Ausdruck partnerschaftlicher Zusammenarbeit sein, sondern sei vielmehr geeignet, die Grundlagen einer solchen Partnerschaft im Kern zu zerstören“. Die Partnerschaft beruhe auf einem Gleichgewicht der Kräfte, das durch eine ausgeweitete Mitbestimmung in Frage gestellt würde. Vor allem aber verträge nach Ansicht der Bundesvereinigung eine auf Privateigentum und Wettbewerb gegründete Wirtschaftsordnung keine wirtschaftliche Mitbestimmung der Gewerkschaften, da sie die unternehmerische Entscheidungsfreiheit und Risikobereitschaft einengen müßte.

Balke fordert Zurückhaltung bei Lohnforderungen

Angesichts der in diesem Jahr bevorstehenden Verhandlungen über höhere Löhne mahnte der Präsident der Bundesvereinigung zur Zurückhaltung, denn: „ein Volk, das in seiner wirtschaftlichen Existenz so stark wie das deutsche mit den Weltmärkten verflochten und auf den Export angewiesen ist, kann es sich, langfristig gesehen, nicht leisten, mehr zu verzehren als es produziert, mehr zu importieren als es ausführt... Jede weitere Kostensteigerung, die über das wirtschaftliche Wachstum hinausgeht und sich in Preiserhöhungen niederschlägt, muß unsere Wettbewerbsfähigkeit ernstlich gefährden. Geschieht das, so sind Rückschläge auf das Wirtschaftswachstum und letztlich auf die Vollbeschäftigung unvermeidbar. Ich appelliere hier in aller Form an unsere Sozialpartner, sich bei der Lohnpolitik des kommenden Jahres an dieses Gebot zu orientieren... Niemandem ist gedient, wenn wir



▲ Auf der Jahresmitgliederversammlung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, die am 2. Dezember in der Stadthalle zu Bad Godesberg stattfand, forderte Bundesarbeitsminister Katzer die Unternehmer auf, mit den Gewerkschaften ständig im Gespräch zu bleiben



▲ Professor Siegfried Balke, der Präsident der Bundesvereinigung, erklärte in seiner Ansprache, daß die Wirtschaftslage starke Zurückhaltung gegenüber Lohnforderungen notwendig mache, daß die Unternehmer aber auch weiterhin an der partnerschaftlichen Zusammenarbeit mit den Gewerkschaften festhalten wollen

jetzt auf Kosten von Wettbewerbsfähigkeit und Stabilität des Preisniveaus die Löhne und damit die Produktionskosten in einem nicht zu verantwortenden Ausmaß erhöhen, weil die Veränderungen der außenwirtschaftlichen und binnenwirtschaftlichen Bedingungen zu einer verstärkten Anspannung aller Kräfte zwingen.“

Besondere Haushaltspolitik der Bundesregierung unumgänglich

Professor Balke betonte aber auch, daß das Ziel, Wettbewerbsfähigkeit und Währungsstabilität zu bewahren, von den Sozialpartnern allein nicht erreicht werden könne. Die öffentliche Hand habe allein in den ersten sechs Monaten dieses Jahres fast 12 v.H. mehr ausgegeben als im Vorjahre, und so habe der Bundeskanzler mit Recht eine Selbstverständlichkeit genannt, daß sich künftig der Haushalt innerhalb der von der Währungsstabilität gezogenen Grenzen zu bewegen habe. Maßstab für alle an das Sozialprodukt zu richtenden Ansprüche könne allein das reale wirtschaftliche Wachstum sein; an ihm habe sich auch die Haushaltspolitik des Bundes zu orientieren.

Selbstverantwortung erhöhen

Da der Sozialaufwand die öffentliche Hand besonders stark belaste, forderte Professor Balke einen für mehrere Jahre im voraus zu erstellenden Sozialhaushalt, der sich ebenfalls an der Wachstumsrate des Sozialprodukts ausrichte. Mit dieser Forderung wolle er in keiner Weise einem Abbau notwendiger sozialer Sicherungen das Wort reden. Im Gegenteil: der einzelne habe durchaus einen Anspruch auf Schutz und Hilfe durch die Allgemeinheit im Rahmen kollektiver Versorgungseinrichtungen, sofern er nicht aus eigener Kraft Vorsorge gegen die Wechselfälle des Lebens treffen könne. „Ziel unserer Sozialpolitik aber darf nicht sein, immer mehr Versorgung und immer mehr Versicherung zu schaffen. Auf lange Sicht sollten wir versuchen, über verstärkte individuelle Ver-

mögensbildung und über verstärkte Bildungspolitik die materiellen und ideellen Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß der einzelne in immer größerem Umfange eigene Verantwortung für sein und der Seinen Schicksal übernehmen kann.“

Bildung und Ausbildung gehörten deshalb zu den Aufgaben, die gelöst werden müßten, wenn wir die Probleme nicht nur des 20., sondern auch des 21. Jahrhunderts bewältigen wollen. Der Mensch solle in einer immer stärker technisierten Umwelt nicht nur seinen Platz im Arbeitsleben, sondern auch in allen anderen Lebensbereichen behaupten. Er werde dies nur können, wenn ihm nicht nur technisches, sondern auch allgemeines Wissen vermittelt werde. „Wir Unternehmer wollen da, wo uns unmittelbare Verantwortung gegeben ist, im Bereiche der beruflichen Aus- und Fortbildung unser Bestes tun. Unser bewährtes Ausbildungssystem ist eine brauchbare Grundlage, den Menschen, vor allem den jungen Menschen, die berufliche Ausbildung zu vermitteln, die sie brauchen, um den vielfach sich ändernden Anforderungen der modernen Arbeitswelt gerecht zu werden. Hierbei stehen zwei Probleme im Vordergrund: die verstärkte Ausbildung der Ausbilder und die berufliche Fortbildung. Wir haben den dringenden Wunsch und die Hoffnung, daß unsere Schulen sich dieser Aufgabe gleichermaßen unterziehen werden, und daß Reformpläne im Bereich des allgemeinbildenden Schulwesens auch die Erfordernisse des betrieblichen Ausbildungswesens berücksichtigen.“

Professor Balke schloß daher seine Ansprache mit der erneuten Mahnung, die Selbstverantwortung des einzelnen zu erhöhen. Er sagte: „Wir befürchten, daß die Einschränkung der Selbstverantwortung des Individuums nachteilige volkswirtschaftliche Folgen für das Leistungsniveau unserer Nation haben muß und sind daher überzeugt, daß auch heute noch die tägliche Verteidigung der Freiheit des einzelnen nötig ist, um das Leben der Gemeinschaft zu bewahren.“





Einer,
der
für
viele
steht

Menschen
wie
du
und
ich

Der Kraftwerk-Elektriker

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. Nachdem wir 1964 zwölf verschiedene Berufe vorgestellt haben – den Hochöfner, den Hauer, die Laborantin, den Ausbilder, den Seilermeister, die Stenotypistin, den Betriebsdirektor, den Elektrohauer, den Schmied, den Forschungsassistenten, den Kaufmann und den Walzer –, setzten wir unsere Reihe 1965 mit dem Schachtschmied, dem Matrosen, dem Maschinenschlosser, dem Former, dem Konstruktionstechniker, dem Lokführer, dem Fertigungsingenieur, dem Ofenmaurer, dem Werkzeugmacher, dem Lackierer, dem Kontrolleur und dem Dreher fort.

Wer von Ernst Winkler eingeladen wird zu einem Rundgang durch unser Kraftwerk in Altenessen, bekommt es leicht mit der Angst zu tun. Was dem Elektromeister selbstverständlich ist wie das tägliche Brot, das wirkt auf den Besucher fast unheimlich: die ständige enge Nachbarschaft mit 25000 Volt Kraftstrom. Man kommt zwar nicht in Versuchung, „Elektrisiertes“ anzufassen, denn das verhindern Glas-trennwände oder Gitter, aber hier knistert die Luft, hier überträgt sich die Hochspannung auf den Nichteingeweihten. Meister Winkler bleibt bei allen Erläuterungen von der Entstehung der Tausende von Volt und Millionen Watt die Ruhe selbst. Nur sein Blick

geht alle paar Minuten zu den Wanduhren in allen Räumen. Wenn bestimmte Zeichen am Zifferblatt aufleuchten, geht er ans nächste Telefon. Er muß ständig zu erreichen sein. Mit einem Kollegen teilt er die verantwortungsvolle Aufgabe, den gesamten Elektrobetrieb des Kraftwerks zu leiten und zu überwachen.

Bis zu 22 Millionen Watt

Ihm anvertraut ist die Wartung der Stromerzeugungsanlagen und Hochspannungsanlagen für den Eigenbedarf wie für die Antriebe der Kohlenmühlen, der Saug- und Frischlüfter, der Notstromaggregate, der Gleichstromanlagen und der Stromversorgung des nahen Hoesch-Hafens am Kanal. Das Kraftwerk übernimmt den Energieträger Kohle von den benachbarten Hoesch-Zechen. In Kesseln verheizt, erzeugt sie Dampf, der dann über Turbinen den Generator treibt, der schließlich den Strom erzeugt. Auf 6000 Volt und 20 bis 22 Millionen Watt in den Hauptlieferzeiten bezieht sich die Leistung. Vier Millionen Watt verbraucht das Kraftwerk davon selbst, 18 Millionen Watt gehen durch ein unterirdisches Kabel (von 6000 Volt auf 25000 Volt transformiert) zur Übergabestelle der RWE in Essen-Karnap.

In diesem Hochspannungskabel gab es schon mal Erdschluß oder der Generator streikte – unser Kraftwerk fiel als wichtiger Lieferant in der Stromversorgung aus. Das ist höchste Alarmstufe für den Elektromeister. Dann heißt es, sofort die Situation in den verwirrenden Schaltssystemen zu erfassen, die Störungsquelle zu finden und den Fehler zu beseitigen. In einem solchen Augenblick müssen sich Erfahrung und vielseitiges Fachwissen beweisen.

Meisterstück auf Fritz-Heinrich

Ernst Winkler, heute 35 Jahre alt, begann erst mit Siebzehn die Lehre als Elektriker. Kurz vorher war sein Vater als Bergmann tödlich verunglückt. Nach dreieinhalb Jahren arbeitete er als Geselle in verschiedenen Elektrowerkstätten und „auf Montage“. 1957 kam er dann zu Hoesch in die E-Werkstatt der Schachtanlage Fritz und ein Jahr später als Betriebselektriker zum Kraftwerk. Vorher hatte er in Düsseldorf Fachlehrgänge zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung besucht.

Sein Meisterstück war 1960 die Planung und

Ausführung der automatischen Fernsteuerungsanlagen der Hochspannungsgrubenlüfter auf Fritz-Heinrich. Über mehrere Jahre hin zogen sich die Arbeiten an ähnlichen Anlagen für die fortschreitende Automation auf unseren Altenessener Zechen. Im Augenblick ist er dabei, die Erweiterung der genannten Anlage auf Fritz zu planen, zeichnerisch festzulegen und die Ausführung vorzubereiten. Diese Arbeiten stehen neben den täglichen Aufgaben im Kraftwerk.

Der jüngste Geschworene

„Alles Nervensache!“ meinte Ernst Winkler, als wir ihn nach der ständigen Last der Verantwortung fragten. „Nachmittags im Garten – oder jetzt im Winter bei meinen zwei Kindern – habe ich genügend Gegenpole zu so viel Hochspannung.“ Sein Eigenheim hat eine eigene Geschichte: 1949 bildete sich in der Jugendbewegung, in der er als Gruppenführer Fahrten, Lager und Heimabende leitete, eine Siedlergemeinschaft. In gegenseitiger Hilfe entstanden von 1949 bis 1956 fünfzehn Häuser!

Seine „glückliche Hand“ fiel sogar dem Gericht auf: es übertrug ihm schon früh Vormundschaften über elternlose Jugendliche. Auf diese Tätigkeit führt Ernst Winkler es auch zurück, daß er nun schon zum zweitenmal als Geschworener zu einem Schwurgerichtsprozeß im Landgericht Essen berufen wurde. Als jüngstem der sechs Geschworenen war es ihm in den letzten Wochen nach vierzehn Verhandlungstagen von jeweils zehn Stunden Dauer auferlegt, mit den drei Richtern den Schiedsspruch mit einem gerechten Strafmaß zu fällen.

... und dann erst kann er „abschalten“

Jetzt im Winter nimmt ihm dieses Ehrenamt wenigstens nicht die Freizeit, die sonst seinem Steckenpferd gehört, der Zucht von Frühjahrsblühern und Stauden. Jetzt geht er nur dann und wann zum Gärtner, um mit ihm im Treibhaus zu fachsimpeln. (Und dahin verfolgten wir ihn auch mit der Kamera.) Wenn aber die Tage wieder länger werden, dann gehört wieder jede freie Stunde dem 600 Quadratmeter großen Garten. Dabei gilt seine Liebe nicht nur der Zucht und Pflege bestimmter Blumen und Pflanzen. Viele Stauden und Gewächse finden nach jedem Winter einen neuen Platz, denn unser Feierabend-Gärtner hat seine besondere Freude daran, sich in der Gartengestaltung zu üben. Auch dabei geht es nicht ohne Plan und Zeichnung ab, aber an die strenge Ordnung von Schalttafeln und Leitungsplänen sollen Wege und Blumenbeete nicht erinnern – hier zu Hause trifft auf ihn die Redewendung besser als auf manchen anderen: Er hat abgeschaltet.

Auf unserem Farbfoto rechts prüft Ernst Winkler mit einem Vielfachmeßgerät einen 6000-Volt-Leistungsschalter; auf dem Bilde links „belauschen“ wir ihn in einem Treibhaus bei angeregtem Fachgespräch mit Gartenmeister Schüttert über die nächsten Zuchtversuche im eigenen Garten



Arbeitsordnung Grundlage reibungsloser Zusammenarbeit

In unseren Werken und Gesellschaften der Weiterverarbeitung und des Handels sind in den vergangenen Monaten Arbeitsordnungen in Kraft getreten, die als Betriebsvereinbarungen nach einheitlichem Muster von den jeweiligen Betriebsräten und Geschäftsleitungen abgeschlossen wurden. Die neue Arbeitsordnung löst bestehende ältere Arbeitsordnungen ab. Sie tritt neben die schon seit vielen Jahren bewährte Arbeitsordnung der Westfalenhütte und die des Bergbaus, die seit 1950 auf tarifvertraglicher Grundlage besteht.

Ein Ausschuß aus Vertretern des Gemeinschaftsausschusses und Mitarbeitern der Hauptverwaltung erarbeitete in zahlreichen Sitzungen den Entwurf der Arbeitsordnung. Nicht selten ergaben sich lebhafte Erörterungen über einzelne Bestimmungen. Stets gelang es jedoch, einen für alle annehmbaren Kompromiß zu finden.

Welche Aufgabe hat nun eigentlich eine Arbeitsordnung? Sie soll im echten Sinne des Wortes eine Ordnung für die Arbeit im Betrieb sein. Sie enthält deshalb notwendige Regeln für die Zusammenarbeit zwischen Belegschaft und Werksleitung, um sie möglichst reibungslos und erfolgreich zu gestalten. Überall, wo viele Menschen zusammen wirken, ist eine verbindliche Ordnung für das Verhalten aller Be-

teiligten nicht zu umgehen. Der Staat gibt sich die Verfassung, das Parlament die Geschäftsordnung, der Verein die Satzung, und der Betrieb braucht die Arbeitsordnung. Vieles, was die Arbeit im Betrieb angeht, ist bereits durch Gesetz oder durch Tarifvertrag geregelt. Deren Bestimmungen gehen in jedem Falle einer Arbeitsordnung vor. Weite Bereiche der praktischen Zusammenarbeit im Betrieb sind jedoch weder durch Gesetz noch durch Tarifvertrag geregelt. Aus diesem Grunde ergibt sich aus dem Bedürfnis nach Ordnung, Klarheit und Gleichheit der Arbeitsbedingungen die Notwendigkeit einer Arbeitsordnung.

Arbeitsordnung dient jedem Mitarbeiter

Im allgemeinen enthält die Arbeitsordnung nur Bestimmungen, die bereits geltendes Arbeitsrecht sind und die infolgedessen auch bestehen, wenn sie nicht in einer Arbeitsordnung schriftlich niedergelegt sind. Die schriftliche Festlegung der Arbeitsbedingungen gibt allen Mitarbeitern infolgedessen die beste Möglichkeit, sich eindeutig und umfassend über ihre Rechte und Pflichten zu unterrichten. Jeder Mitarbeiter, der die Arbeitsordnung durchliest, weiß, was er vom Betrieb zu erwarten hat und wie er sich verhalten soll. Er braucht nicht erst durch schlechte Erfahrungen klug zu werden.

Die Arbeitsordnung unterrichtet ihn in jedem Falle ausführlicher und eindeutiger als mündliche Hinweise und Anordnungen, und vor allem: was man schwarz auf weiß besitzt, kann man immer wieder einmal durchlesen, und im Streitfall weiß man, was rechtens ist. Das Vorhandensein einer Arbeitsordnung dient also in erster Linie dem Mitarbeiter und hilft ihm, sich in der Arbeits- und Leistungsgemeinschaft des Betriebes, in der er sich befindet, leichter zurechtzufinden. Sie dient dem reibungslosen Ablauf des Betriebsgeschehens und schützt den einzelnen vor willkürlicher Behandlung.

Gegenseitige Achtung und vertrauensvolle Zusammenarbeit

Die Arbeitsordnung enthält Bestimmungen über Einstellung und Ausscheiden, über Rechte und Pflichten aus dem Arbeitsverhältnis, sie legt Einzelheiten über Arbeitszeit und Lohnzahlung fest, gibt Hinweise für das Verhalten am Arbeitsplatz und zur Unfallverhütung. Über allem steht der Leitsatz, daß Vorgesetzte und Mitarbeiter vertrauensvoll zusammenarbeiten und sich gegenseitig achten sollen. Inhalt und Wortlaut von Arbeitsordnung haben sich im Laufe unserer mehr als 100jährigen industriellen Entwicklung grundlegend gewandelt. Bevor im Jahre 1891 das sogenannte Arbeitsschutzgesetz in Kraft trat, konnte der Arbeitgeber kraft seines Direktionsrechtes einseitig eine Arbeitsordnung erlassen; man nannte sie damals Fabrikordnung. Auf Grund des Arbeitsschutzgesetzes unterlagen dann die Arbeitsordnungen nicht nur behördlicher Nachprüfung, sondern die Arbeitnehmer waren auch vor ihrem Erlaß zu hören. So genau wird man es aber damals wohl nicht damit genommen haben. Einen wesentlichen Fortschritt brachte das Betriebsrätegesetz aus dem Jahre 1920. Der Arbeitgeber konnte nunmehr eine Arbeitsordnung nicht mehr einseitig erlassen, sondern mußte sie mit dem Betriebsrat vereinbaren. Wenn keine Einigung zustande kam, setzte ein besonderer Schlichtungsausschuß die Arbeitsordnung verbindlich fest.

Auf Grund des heute geltenden Betriebsverfassungsgesetzes ist die Arbeitsordnung eine Betriebsvereinbarung, und zwar die wichtigste, die es gibt. Sie stellt eine umfassende kollektive Regelung der betrieblichen Angelegenheiten dar, bei der der Betriebsrat ein echtes Mitbestimmungsrecht hat. Dieses Mitbestimmungsrecht hat der Gemeinschaftsausschuß, der bei Hoesch die Aufgaben eines Gesamtbetriebsrates wahrnimmt, sehr ernst genommen. In fairer partnerschaftlicher Zusammenarbeit wurde jede einzelne Bestimmung der Arbeitsordnung erarbeitet.

Die Arbeitsordnung geht von der Gleichwertigkeit der beiderseitigen Interessen aus und versucht, eine gemeinsame Grundlage für eine wirkungsvolle Zusammenarbeit zu schaffen. Wir hoffen, daß unsere Arbeitsordnung diese Aufgabe erfüllt und allen unseren Mitarbeitern das Gefühl der Sicherheit derjenigen gibt, die über ihre Rechte und Pflichten Bescheid wissen.

◀ Jeder Neueingestellte erhält eine Arbeitsordnung; hier überreicht sie Monika Süßmilch im Personalbüro der Dortmunder Drahtseilwerke dem Spüler Werner Kocks



WILLI LASER IM RUHESTAND

Fast fünfzehn Jahre lang war Willi Laser als Arbeitsdirektor der Hoesch AG Bergbau tätig, als er mit dem Jahreswechsel 1965/66 wegen seiner angegriffenen Gesundheit in den Ruhestand trat. Er gehörte zu den ersten fünf Arbeitsdirektoren im Bergbau, nachdem das „Gesetz über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der eisen- und stahlerzeugenden Industrie“ vom 21. Mai 1951 in Kraft getreten war. In diesen langen Jahren erlebte er, wie die Mitbestimmung als ein Instrument der Partnerschaft zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern ihre Bewährungsprobe bestand. Während der Strukturkrise im Bergbau, die auch an unseren Zechen nicht spurlos vorüberging, stellte er seine Arbeit für den Bergmann und dessen gesicherten Arbeitsplatz unter die Einsicht, daß die Partner nicht nur Rechte beanspruchen können, sondern sich zugleich der Verantwortung für das gesamte Unternehmen verpflichtet fühlen müssen. Willi Laser wurde am 13. März 1904 in Duisburg geboren. Nach dem Besuch der Oberrealschule in Mülheim trat er als Lehrling bei der Stadtverwaltung ein. Aber schon bald ging er zum Bergbau, weil er glaubte, hier bessere Möglichkeiten

für einen beruflichen Aufstieg zu finden. Als Achtzehnjähriger trat er im Jahre 1922 bei der Zeche Rosenblumendelle als Lehrhauer ein, arbeitete dort zehn Jahre lang und anschließend auf der Zeche Wiesche in Mülheim-Heißen. Als Kohlen- und Gesteinsbauer verrichtete er alle bergmännischen Arbeiten unter Tage.

In den politisch bewegten Jahren vor 1933 war Willi Laser bei seinen Arbeitskollegen dafür bekannt, sich immer konsequent für eine demokratische und soziale Lebensordnung einzusetzen. Schon früh hatte er sich für gewerkschaftliche Fragen interessiert und sich eine feste politische Meinung gebildet. Daran hielt er auch nach der „Machtübernahme“ fest, so daß er zeitweilig der Verfolgung durch die Nationalsozialisten ausgesetzt war.

Das Vertrauen seiner Arbeitskollegen rief ihn nach Kriegsende in den ersten Betriebsrat, er wurde Vorsitzender des Gesamtbetriebsrates des Mülheimer Bergbauvereins, und außerdem gehörte er zu den ersten von der englischen Besatzungsmacht in das Mülheimer Stadtparlament berufenen Ratsmitgliedern. Bis 1953 wurde er als Stadtverordneter immer wieder gewählt, mußte dann aber diese Tätigkeit aufgeben, weil ihn seine neue Aufgabe im Rahmen der Mitbestimmung ganz in Anspruch nahm.

Er übernahm sein Amt als Arbeitsdirektor bei der damaligen Altenessener Bergwerks-AG. Als diese Gesellschaft im Zuge der Neuordnung zur Hoesch AG zurückkehrte, wurde er Arbeitsdirektor der Hoesch AG Bergbau mit dem Sitz in Altenessen. Unermüdlich setzte er sich für die menschlichen und beruflichen Belange aller Mitarbeiter im Hoesch-Bergbau ein und half insbesondere, bei notwendig gewor-



denen Entlassungen oder Verlegungen soziale Härten soweit wie nur irgend möglich zu vermeiden.

Wir wünschen Willi Laser, daß er nach einem arbeitsreichen Leben in dem wohlverdienten Ruhestand Erholung finden wird von längeren Krankheiten, so daß ihm noch lange Jahre in Ruhe und wiedergefundener Gesundheit beschieden sein können.

JOSEF GANSTER ARBEITSDIREKTOR IM HOESCH BERGBAU

Auf Vorschlag des Beirates der Hoesch AG Bergbau bestellte der Aufsichtsrat der Hoesch AG Josef Ganster, den bisherigen Leiter des Bezirks Saar der IG Bergbau und Energie, zum neuen Arbeitsdirektor der Hoesch AG Bergbau. Josef Ganster wurde am 26. Mai 1918 als Sohn eines Hüttenarbeiters in Dillingen an der Saar geboren. Nach dem Besuch der Volksschule erlernte er das Formerhandwerk und legte 1936 die Gesellenprüfung ab. Zwei Jahre später unterbrach die Arbeitsdienstpflicht die berufliche Arbeit als Former, und 1939 wurde er Soldat. Erst im August 1945 konnte er – nach Krieg und Gefangenschaft – wieder seinem Handwerk nachgehen. Anfang 1947 wechselte er zum Bergbau über und erhielt auf der Zeche Victoria in Lünen den Hauerbrief.

Im Mai 1952 übernahm Josef Ganster als Sekretär der IG Bergbau und Energie in der Betriebsräteabteilung der Hauptverwaltung in Bochum die Aufgabe des Sachbearbeiters für Betriebsverfassungsrecht. 1953 wechselte er als Betriebsrätesekretär in die Geschäftsstelle Bochum über. Als stellvertretender Vorsitzender gehörte er dem Vorstand der Bergbauberufsgenossenschaft Bezirksverwaltung Bochum an. Anfang 1956 verließ er das Ruhrgebiet, als ihn der Hauptvorstand der IG Bergbau und Energie als seinen Beauftragten nach Saarbrücken berief. Josef Ganster hatte schon von 1953 bis 1955 an der Saar, als dort der „Alte Bergarbeiterver-

band“ verboten war, Verbindungen zwischen den Gewerkschaften des Bundesgebietes und der deutschen Gruppe an der Saar geknüpft. Jetzt wurde er nach der Eingliederung des „Alten Bergarbeiterverbandes“ in die IG Bergbau und Energie Leiter der Geschäftsstelle Neunkirchen/Saar. Ende 1957 übernahm er nach dem Ausscheiden des damaligen Vorsitzenden Paul Kutsch die Leitung des Bezirks Saar der IG Bergbau und Energie. Wieder an der Saar, sah Josef Ganster eine seiner wesentlichen Aufgaben darin, neue Anknüpfungspunkte zwischen Franzosen und Saarländern zu suchen, die die Auseinandersetzungen der vergangenen Zeit vergessen ließen. Daß ihm dies gelungen ist, das bestätigten ihm hohe Politiker von der Saar und aus Lothringen bei seiner Verabschiedung in Saarbrücken und in Merlebach.

Ende 1957 wurde Josef Ganster Mitglied des Aufsichtsrates der Saarbergwerke AG. Im Jahre 1958 berief ihn der Vorstand der Saarknappschaft zum Vorsitzenden. Daneben wurde er Mitglied des Vorstandes der Arbeitsgemeinschaft der Knappschaften im Bundesgebiet. Außerdem gehörte Josef Ganster dem Genossenschaftsvorstand der Bergbauberufsgenossenschaft der Bundesrepublik an.

Schon seit 1952 arbeitete er in verschiedenen Sachverständigen-Ausschüssen der Hohen Behörde der Montanunion in Luxemburg und gehörte zeitweilig dem beratenden Ausschuß der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl an.

Wenn man Josef Ganster nach einem Steckbrief fragt, ist ein Kopfschütteln die Antwort. Den größten Teil seiner Freizeit hat er in den letzten Jahren dem Ziel geopfert, die stationäre ärztliche Versorgung der Bergleute und ihrer Familien in den Krankenhäusern zu verbessern. Noch im Herbst konnte er in Püttlingen eines der modernsten Krankenhäuser einweihen. Er



hatte als Vorsitzender der Saarknappschaft das seltene Glück gehabt, für dieses Haus den ersten Spatenstich zu tun, mit Ministerpräsident Dr. Franz Josef Röder den Grundstein zu legen und es dann seiner Bestimmung zu übergeben. Josef Ganster ist seit 1943 verheiratet und hat drei Kinder. Mit seiner Familie (seine Frau stammt aus Lünen) zog er jetzt von der Saar zurück ins Ruhrgebiet nach Essen. Wir wünschen dem neuen Arbeitsdirektor der Hoesch AG Bergbau einen guten Beginn seiner verantwortungsvollen Tätigkeit und viel Erfolg zum Nutzen der Betriebe wie deren Belegschaften.

Am neuzugestellten Hochofen 6

Der erste Abstich



▲ 1. Dezember 1965, 36 Stunden nach dem Anblasen des Ofens 6. Der erste Eisenabstich steht bevor. Betriebschef Walter Horn (links) und Meister Hubert Bonk sind so gespannt wie die ganze Ofenmannschaft



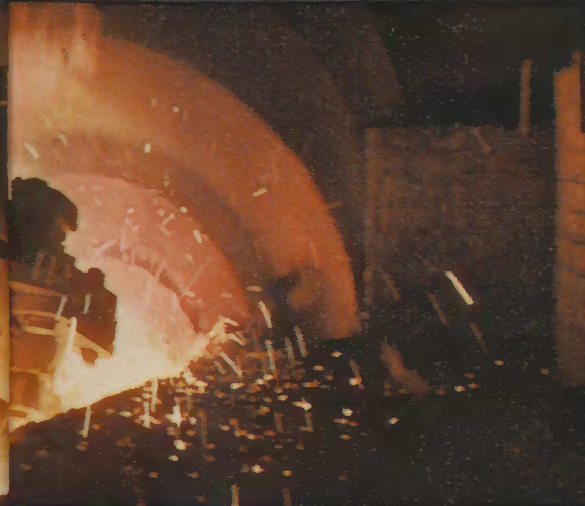
◀ Das Stichloch ist aufgebohrt, langsam beginnt das Eisen zu laufen. Nun setzt die Ofenmannschaft die Stoßstange an. Im Takt stößt sie zu, und unter ihren Schlägen öffnet sich das Stichloch im Nu



▲ Der Abstich läuft. Weißgelb strömt das Eisen durch die Abstichrinne. Die erste Pfanne unter der Ofenbühne ist gefüllt; nun dämmen die Schmelzer die Rinne ab und öffnen dem Eisen einen neuen Weg



▼ Die Stopfmaschine – einem Kanonenrohr ähnlich – schließt das Stichloch. Bei jedem Abstich wird nun mehr und mehr Eisen fließen, bis die erstrebte Leistung von über 2000 Tonnen je Tag erreicht ist



► Im Hochofenmeßhaus nimmt Energiemeister Hermann Breimann die Abstichdaten entgegen. 525 Tonnen notiert er am ersten Tag – ein ausgezeichnete Start des Ofens 6 zu Beginn seiner zweiten Ofenreise



Bürger des Unternehmens

In allen Unternehmen zeigt sich, daß das Hauptanliegen des Industriearbeiters auf ein gutes, ja enges Verhältnis zu Mitarbeitern und Vorgesetzten gerichtet ist, auf die Aufstiegsmöglichkeiten und vor allem auf seine Anerkennung als Persönlichkeit, auf sein gesellschaftliches Ansehen, seine Stellung und Aufgabe. Löhne, obwohl unzweifelhaft wichtig, sind erst in zweiter Linie für ihn interessant.

Daß das Unternehmen eine gesellschaftliche Körperschaft sei, steht in offenem Widerspruch zu den herrschenden Theorien des späten neunzehnten Jahrhunderts. Vielleicht noch vor 30 oder 25 Jahren würde man eine solche These als simplen Unsinn bezeichnet oder als revolutionäres Schlagwort erklärt haben, und zwar sowohl von Seiten der Unternehmer wie von der Gewerkschaft. Heute sind die gleichen Industriellen bekehrt und bemühen sich sehr, ihre neuen Erkenntnisse in der Form der modernen Personalpolitik und der Politik der menschlichen Beziehungen im Betrieb zur Tat werden zu lassen.

In soziologischen Forschungsarbeiten zeigt es sich, daß das Verlangen des einzelnen nach gesellschaftlicher Stellung und einem gesellschaftlich anerkannten Aufgabenbereich von grundsätzlicher Bedeutung ist. Wenn dieser Anspruch nicht erfüllt wird, entstehen tiefe persönliche und gesellschaftliche Verstimmungen, Spannungen und Leerläufe, die alle Bereiche des Unternehmens vergiften. Deswegen muß das Unternehmen den Individuen diese gesellschaftliche Stellung und einen entsprechenden Aufgabenbereich gewähren, nicht etwa nur um des einzelnen willen, sondern auch, um ein eigenes Lebensgesetz zu erfüllen. Die Lebensmöglichkeit des Unternehmens hängt davon ab, daß jeder, der in ihm seinen Platz hat, bis herunter zur Scheuerfrau und zum Handlanger, eine „unternehmerische“ Einstellung zu seiner eigenen Arbeit wie zum Unternehmen selbst hat. Er muß das Unterneh-

men als „seines“ ansehen und sich selbst darin mehr als Bürger denn als Untertan fühlen. Um produktiv und leistungsfähig zu sein, braucht das Unternehmen die Fähigkeiten, die Initiative und den Geist der Zusammenarbeit bei jedem seiner Angestellten in weit höherem Maße als die frühindustrielle „Fabrik“.

Peter F. Drucker
in Phoenix-Rundschau,
Sept./Okt. 1965

Süddeutsche Zeitung
Kultur und Politik

Der Gewinn –
lebensnotwendig

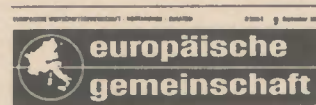
Vollbeschäftigung, keine Sorge um Arbeitsplatz und Broterwerb – wie selbstverständlich ist das heute. Nur die ältere Generation erinnert sich noch, daß es einmal anders war, daß fast 7 Millionen Männer und Frauen stempeln gehen mußten. Den Jüngeren jedoch sind diese Gedanken fremd. Sie kennen es nicht anders, als daß man um ihre Arbeitskraft wirbt, ihnen von Jahr zu Jahr höhere Löhne und Gehälter zahlt und kürzere Arbeitszeiten gewährt.

Es wäre jedoch ein gefährlicher Irrtum, wollte man diese Sicherheit des Arbeitsplatzes und der Vollbeschäftigung als etwas betrachten, was nicht täglich neu errungen werden muß. Zahlenmäßig drückt sich diese unablässige Kampf um die Erhaltung der Arbeitsplätze in den Investitionen der Wirtschaft aus. Es geht dabei jährlich um Milliardenbeträge, um Größenordnungen also, unter denen sich kaum jemand etwas Genaues vorstellen kann. Verständlicher werden diese Anstrengungen, wenn man bedenkt, daß die Investitionen je Beschäftigten, also je Arbeitsplatz, in der Industrie von 1950 bis 1962 um 85 Prozent auf 26000 Mark im Jahr gestiegen sind. Anders ausgedrückt: Das Investitionsvermögen in der industriellen Produktion wuchs von 65 auf 215 Milliarden Mark in 1964.

Das sind gewaltige Wachstumsraten, die aber in Zukunft nicht einmal mehr ausreichen dürften. Wollen wir unseren Lebensstandard in einer weltweiten harten Konkurrenz halten und gar verbessern, dann muß künftig noch mehr investiert werden. Diese Ausgaben sind letztlich nicht mit Hilfe eines Dukatenesels oder Kreditzaubers zu bestreiten, sondern nur aus den Unternehmensgewinnen. Jede Mark, die investiert wird, muß verdient werden. Die Erfahrung lehrt, daß diese Erkenntnis weder für die Steuerheischenden öffentlichen Hände noch für die Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen fordernden Gewerkschaften etwas

Selbstverständliches ist. Bis zum Überdruß muß deshalb daran erinnert werden, daß man die Henne nicht schlachten oder auch nur schlecht ernähren darf, von der man auch in Zukunft goldene Eier erwartet.

Süddeutsche Zeitung
26. Oktober 1965

Wer zahlt
die meisten Steuern?

Eine erste Untersuchung über die gezahlten Steuern in den einzelnen Mitgliedsländern der Gemeinschaft hat das Statistische Amt der EWG jetzt vorgelegt. Danach betrug im Jahre 1961 die Steuerbelastung je Einwohner in Deutschland 1596 DM, in Frankreich 1552 DM, in Luxemburg 1460 DM, in Belgien 1228 DM, in den Niederlanden 1088 DM, in Italien 696 DM. Berechnet man jedoch die Belastung auf die Erwerbspersonen, dann liegt Frankreich mit 3836 DM infolge seiner geringeren Erwerbsquote vor Deutschland mit 3588 DM.

Vom Bruttosozialprodukt machte die Steuerbelastung 1963 in der Bundesrepublik 24,3 v. H. aus, in Frankreich 23,2 v. H., in den Niederlanden und Luxemburg 22,5 v. H., in Italien (1962/63) 20,9 v. H. und in Belgien 20,4.

Die Indices des gesamten Steueraufkommens haben 1963 (1953 = 100) folgende Werte erreicht: Deutschland 221, Italien 219, Frankreich 201, Belgien 176, die Niederlande 160, Luxemburg 130. In den drei größten Ländern der Gemeinschaft haben sich die Steuern im Zeitraum von 1953 bis 1963 anscheinend verdoppelt, mit Sicherheit kann das jedoch nicht gesagt werden, da die Preisindizes nicht ausreichen, um die Einflüsse der Preisveränderungen auszuschalten. Außerdem haben sich im Zeitraum von 1953 bis 1963 andere wichtige Faktoren geändert: die Zahl der Bevölkerung sowie der Erwerbstätigen ist gestiegen, ebenso das Sozialprodukt. So ist die Steuerbelastung je Kopf der Bevölkerung wesentlich weniger angestiegen als die Gesamtsteuereinnahmen in der Zeit von 1953 bis 1963.

In den Ländern Italien, Belgien und Frankreich ist in dem Zeitraum von 1953 bis 1963 das Steueraufkommen stärker als das Bruttosozialprodukt angestiegen. In Deutschland blieb die Zunahme des Steueraufkommens und des Bruttosozialproduktes etwa gleich, in den Niederlanden und in Luxemburg entwickelte sich dagegen das Steueraufkommen weniger schnell als das Bruttosozialprodukt.

Europäische Gemeinschaft,
November 1965

Vor zehn Jahren
berichtete
Werk und WirVom Kölner Bergwerks-Verein
zur Altenessener Bergwerks-AG

Am 1. Januar 1956 kehrte die Altenessener Bergwerks-AG – sie bestand aus den 1952 bei der Neuordnung ausgegliederten Schachtanlagen Emil-Emscher, Fritz-Heinrich und Radbod – in den Organkreis von Hoesch zurück. Aus diesem Anlaß berichteten wir vor zehn Jahren unter dem Titel „Vom Kölner Bergwerks-Verein zur Altenessener Bergwerks-AG“ über Gegenwart und Vergangenheit unserer drei Schachtanlagen. Den Bericht leitete ein Grußwort des Vorstandes ein, in dem es heißt:

Mit dem ersten Heft des Jahrgangs 1956 unserer Werkzeitschrift WERK UND WIR begrüßen wir alle Arbeiter und Angestellten der Altenessener Bergwerks-Aktiengesellschaft als Mitarbeiter im Kreis der Hoesch-Werke; die Altenessener Bergwerks-Aktiengesellschaft gehört wieder zu den Hoesch Werken.

Den Sinn der Rückgliederung hat der Aufsichtsratsvorsitzende der Hoesch Werke Aktiengesellschaft, Willy Hopp, am 21. Juni 1955 – bei der ersten Hauptversammlung der Hoesch Werke Aktiengesellschaft – kurz und treffend charakterisiert:

„Ich glaube, mit Ihnen einig zu sein, wenn wir damit den Zustand wiederherstellen, der vor der Neuordnung bestand: bedeutet doch dieser Wiederzusammenschluß – wie die vergangenen Geschäftsjahre gezeigt haben – die beste Sicherheit aller beteiligten Werke und ihrer Belegschaften sowie ihrer Anteilseigner, die alle – wie unsere Volkswirtschaft überhaupt – an wirtschaftlich starken und krisenfesten Unternehmen interessiert sind.“

Wir können den Worten der beiden Aufsichtsratsvorsitzenden nur hinzufügen, daß wir uns freuen, willkürlich zerschnittene Bande wieder knüpfen zu dürfen, um in künftiger gemeinsamer Arbeit das Beste für unsere Werke und für die in ihnen arbeitenden Menschen zu erreichen. Eines dieser Bande sei unsere Werkzeitschrift WERK UND WIR, die ein wahres Bindeglied zwischen allen unseren Werken und allen unseren Mitarbeitern, ein Organ echter sozialer Betriebsgestaltung und damit im wahren Sinne des Wortes eine Zeitschrift derer werden möge, die sich unter dem Hoesch-Zeichen als echte Leistungsgemeinschaft im Sinne der Mitbestimmung zusammenfinden!



Blick auf die Schachtanlage Emil-Emscher im Jahre 1956

WIRTSCHAFT - 9

EIN ENTSCHEIDUNGS- BEREICH

Wirtschaft im internationalen Beziehungsfeld

Jede Volkswirtschaft ist durch vielfältige Beziehungen mit den Volkswirtschaften anderer Länder verbunden. Den internationalen Austausch von Gütern (Waren und Dienstleistungen) nennen wir Außenhandel. Die wirtschaftlichen Beziehungen eines unabhängigen Staates erschöpfen sich aber nicht im Außenhandel. Neben den Güterbewegungen und den durch diese ausgelösten Zahlungen vollziehen sich mannigfache Geld- und Kapitalbewegungen (z. B. Auslandsinvestitionen, Wiedergutmachung, Entwicklungshilfe, Rentenzahlungen ins Ausland) und Wanderungen (Ein- und Auswanderung, Gastarbeiter). Die internationale Verflechtung der Wirtschaft wird immer enger. Alle Volkswirtschaften sind in sie eingebettet, ja ohne sie nicht lebensfähig. Man kann daher eine Volkswirtschaft, und besonders die der Bundesrepublik, nur verstehen, wenn man die Gesamtheit ihrer internationalen Beziehungen – zusammenfassend Außenwirtschaft genannt – berücksichtigt.

I. Jedes Land braucht Außenwirtschaft

Die Notwendigkeit des Außenhandels

Der Nutzen des Außenhandels beruht wie jeglicher wirtschaftlicher Verkehr auf den Vorteilen der Arbeitsteilung. Für den Schriftsteller, der nicht schneiden kann, wäre es höchst unvorteilhaft, seine Anzüge selbst anzufertigen. Er bezieht sie vom Schneider. Für die teetrinkenden Engländer wäre es höchst unvorteilhaft, Tee in England zu bauen. Sie kaufen ihn in Ländern, deren Klima dem Teeanbau günstig ist. Man könnte sagen: Der Schriftsteller produziert unmittelbar zwar nur Geschriebenes; mittelbar stellt er jedoch mit seiner schriftstellerischen Leistung Anzüge, Nahrung und alles sonst Lebensnotwendige her. Entsprechend kann man sich vorstellen, daß die britischen Maschinenfabriken, die Generatoren nach Ceylon exportieren, mittelbar Tee produzieren, und zwar besseren und billigeren Tee, als er in England hergestellt werden könnte. Umgekehrt könnten die Ceylonesen sagen, daß sie auf ihren Plantagen mittelbar Maschinen produzieren.

Der Vorteil des Außenhandels besteht also darin, daß die Produktionskosten für ein bestimmtes Gut im Land A niedriger liegen als im Land B, während Land B ein anderes Gut billiger herstellt als A. Der Außenhandel kann aber auch dann noch vorteilhaft sein, wenn Land A beide Güter billiger zu erzeugen vermag als B, die Kostendifferenz für beide Güter aber sehr verschieden ist. Man kann sich diesen Sachverhalt am leichtesten klarmachen am Beispiel eines Rechtsanwalts, der zugleich der beste Anwalt und der beste Maschinenschreiber seiner Stadt ist. Wird er nicht gut daran tun, sich auf die Anwaltstätigkeit zu konzentrieren und die Schreibearbeit durch eine Sekretärin ausführen zu lassen, obwohl diese langsamer schreibt als er?

Nehmen wir jetzt ein Beispiel aus dem Außenhandel. Angenommen, ein vom Klima mehr begünstigtes Land könne Weizen um 10 % billiger produzieren als die Bundesrepublik, Äpfel aber um 50 % billiger; dann kann es für jenes Land vorteilhaft sein, sich auf den Anbau von Äpfeln zu konzentrieren und einen Teil seines Weizenbedarfs aus der Bundesrepublik einzuführen, während es für die Bundesrepublik vorteilhaft wäre, auf die Erzeugung von Äpfeln zu verzichten (Gesetz der komparativen Kosten).

Beim heutigen Stand der Technik und ihrem schnellen Weiterschreiten ändern sich Standortvorteile und Produktionsverfahren; es muß deshalb – auch wenn politische Faktoren nicht einwirken – zu ständigen Umschichtungen im Welthandel kommen.

Obgleich Binnenhandel und Außenhandel auf den gleichen Vorteilen der Arbeitsteilung und des Austausches beruhen, gibt es doch zwischen beiden bedeutsame Unterschiede:

1. Der Außenhandel spielt sich zwischen Wirtschaftsgebieten mit verschiedenen Währungen ab. Er ist deshalb unlösbar mit dem internationalen Verhältnis der Währungen und mit dem Problem verknüpft, Zahlungen in fremden Währungen zu bewirken (Transferproblem).

2. Der Außenhandel überschreitet die politischen Grenzen und ist damit der Kontrolle der Regierungen unterworfen, die durch Ein- und Ausfuhrverbote, Zölle, Devisenbewirtschaftung

Die zwölf Kapitel von
„Wirtschaft -
ein Entscheidungsbereich“

1 Verbraucher sind wir alle

WERK UND WIR, Heft 5/1965

2 Produktion schafft die Güter, die
wir verbrauchen

WERK UND WIR, Heft 6/1965

3 Geld vermittelt den Kreislauf der
Wirtschaft

WERK UND WIR, Heft 7/1965

4 Wirtschaftsordnung
und Lenkungsproblem

WERK UND WIR, Heft 8/1965

5 Grundlagen und Funktionsweise
der Marktwirtschaft

WERK UND WIR, Heft 9/1965

6 Soziale Marktwirtschaft

WERK UND WIR, Heft 10/1965

7 Wirtschaftspolitik ordnet und
gestaltet die Wirtschaft

WERK UND WIR, Heft 11/1965

8 Der Staatshaushalt im Rahmen
der Volkswirtschaft

WERK UND WIR, Heft 12/1965

9 Wirtschaft im internationalen
Beziehungsfeld10 Die Gesamtleistung
einer Volkswirtschaft11 Verteilung der Einkommen als
wirtschaftspolitische Aufgabe12 Wirtschaft –
Bereich der Entscheidung

u. v. a. auf ihn einwirken können. Während diese beiden Unterschiede grundsätzlicher Art sind, unterscheidet sich der Außen- vom Binnenhandel in zwei anderen Punkten nur graduell:

3. Der Produktionsfaktor Natur ist so gut wie unbeweglich; Arbeit und Kapital sind nur begrenzt beweglich. Die Gebundenheit der Produktionsfaktoren pflegt sich international stärker auszuwirken als innerhalb der Staatsgrenzen.

4. Weite Entfernungen und hohe Transportkosten schränken die Möglichkeiten des Austauschs ein.

Welthandel mit Waren

Nicht alle Arten von Gütern sind Gegenstand des Welthandels. Ausgeschlossen bleiben im wesentlichen Güter, für die nur ein örtlich begrenzter (z. B. durch religiöse oder nationale Besonderheiten bedingter) Bedarf besteht; Güter, deren spezifischer Wert (Wert pro Gewichtseinheit) so gering ist, daß ein Transport über große Strecken unrentabel ist; endlich Güter, die leicht verderblich sind, doch machen

die Fortschritte des Verkehrs und der Konservierungstechnik auch sie dem internationalen Handel zugänglich.

Welthandel mit Dienstleistungen

Nicht nur Warenströme kreuzen die Grenzen – auch Dienstleistungen spielen im internationalen Wirtschaftsverkehr eine erhebliche Rolle. Der deutsche Geschäftsreisende, der sich in Zürich die Haare schneiden läßt, importiert eine Dienstleistung; die Bundesbahn, die einen Ausländer befördert, exportiert eine Dienstleistung. Weil die internationalen Dienstleistungen weniger ins Auge fallen als der Warenhandel, werden sie auch „unsichtbare Ein- bzw. Ausfuhr“ genannt.

Die amtliche deutsche Statistik unterscheidet bei den internationalen Dienstleistungen folgende Hauptgruppen:

Reiseverkehr – Schiffsfrachten – Eisenbahnfrachten (Durchfuhr) – Sonstige Frachten – Personenbeförderung – Hafendienste (enthält bei den Einnahmen auch die Lieferungen von Schiffsbedarf an ausländische Schiffe) – Sonstige Transportleistungen – Schiffsreparaturen

– Versicherungen – Werbungs- und Messekosten – Lizenzen und Patente – Kapitalerträge – Arbeitsentgelte (enthält die Überweisungen der ausländischen Gastarbeiter in ihre Heimatländer) – Bauleistungen, Montagen, Ausbesserungen – Regierungsausgaben.

Internationaler Kapitalverkehr

Unabhängig vom Waren- und Dienstleistungsverkehr fließen zwischen Privatpersonen wie zwischen den Staaten Ströme von Geldkapital über die Grenzen. Darlehen werden gegeben und zurückgezahlt; Inländer kaufen im Ausland Wertpapiere, Grundstücke, Produktionsanlagen – Ausländer im Inland; die Zinsen, Mieten, Dividenden aus solchen Anlagen werden übertragen.

II. Ziele und Mittel der Außenwirtschaftspolitik

Vier Ziele sind allen Ländern gemeinsam

Die Ziele, welche die Bundesrepublik bei der Gestaltung ihrer außenwirtschaftlichen Beziehungen anstrebt, gelten ungeachtet der beträchtlichen Abweichungen im einzelnen grundsätzlich auch für alle übrigen Länder der westlichen Welt. Sie lassen sich wie folgt zusammenfassen:

1. Arbeitsteilung und Austausch zwischen den Volkswirtschaften sollen gefördert werden. Eine Weltregierung, deren wirtschaftspolitisches Hauptziel in der höchstmöglichen Steigerung des Sozialprodukts der gesamten Erdbevölkerung bestünde, würde folgerichtig handeln, wenn sie alle Handelsschranken beseitigte.

Die Regierung eines einzelnen Landes ist in erster Linie darauf bedacht, die Existenz des eigenen Volkes zu sichern und die eigene Volkswirtschaft zu entwickeln. Dieses nationale Ziel kann mit dem Ideal ungehinderten weltweiten Austauschs in Widerstreit geraten. Eine Gefahr für die eigene Wirtschaft kann z. B. entstehen, wenn der Inlandsmarkt mit billigen Auslandswaren überschwemmt wird und einheimische Wirtschaftszweige dadurch in Not geraten. Eine andere Gefahr entsteht, wenn ein Land sich auf die Herstellung eines oder weniger Produkte spezialisiert, z. B. auf den Anbau bestimmter Nutzpflanzen wie Tee, Kaffee, Baumwolle (Monokultur), und dadurch in bedrohlicher Weise von den Nachfrageschwankungen für diese wenigen Produkte auf dem Weltmarkt oder von neuen technischen Entwicklungen abhängt. Das außenwirtschaftliche Ziel der Staaten in der gegenwärtigen Entwicklungsphase der Weltwirtschaft besteht deshalb darin, einen gesunden Mittelweg zu finden zwischen weltmarktorientierter Monokultur und krisenfester vielseitiger Produktionsstruktur, zwischen der unerreichbaren und auch nicht erstrebenswerten Selbstgenügsamkeit (Autarkie) und der vorläufig ebenso unerreichbaren vollständigen Öffnung aller Grenzen für freien internationalen Wirtschaftsverkehr. Alle Länder streben danach, ihre Binnenwirtschaft durch außenwirtschaftliche Beziehungen optimal zu ergänzen.

2. Fast alle Länder haben die Vorteile erkannt, welche die Bildung möglichst großer Wirt-

◀ Die Benelux-Länder, Frankreich, Italien und die Bundesrepublik haben sich zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zusammengeschlossen, sieben andere europäische Staaten zur European Free Trade Association (Europäische Freihandelsgemeinschaft oder EFTA)

schaftsräume mit sich bringt. Die Benelux-Länder, Frankreich, Italien und die Bundesrepublik haben sich (allerdings nicht allein aus wirtschaftlichen Gründen) zur Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) zusammengeschlossen; sieben andere europäische Staaten zur European Free Trade Association (EFTA). Die kommunistischen Länder Europas bilden gemeinsam mit der Sowjetunion den Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (Comecon). Die Formen des Zusammenschlusses sind vielfältig und wandeln sich. Sie reichen von der Freihandelszone (Zollabbau nach innen; nach außen behalten die Einzelstaaten ihre Zollautonomie) und dem System von Vorzugszöllen (Präferenzsystem), wie es zwischen Großbritannien und den Commonwealth-Ländern besteht, über die Zollunion (Zollabbau nach innen, gemeinsamer Außenzoll) bis zur Verschmelzung ganzer Volkswirtschaften (Wirtschaftsunion).

3. Alle Länder streben in ihren außenwirtschaftlichen Beziehungen Sicherheit und Dauer an. Diesem Ziel dient ein verwickeltes System teils bilateraler, teils multilateraler Freundschafts-, Schiffsfahrts- und Handelsverträge, eingeschlossen die Abkommen über internationale Währungsfragen und Schiedsgerichtsbarkeit. Ein weltumspannendes multilaterales Abkommen ist das „General Agreement on Tariffs and Trade“ (GATT).

4. Jedes Land strebt danach, seinen Wirtschaftsverkehr mit anderen Ländern so einzurichten, daß die für das Ausland erbrachten Leistungen dem Werte nach ungefähr ebenso groß sind wie die vom Ausland bezogenen (ausgeglichene Außenwirtschaftsbilanz). Ein dauernder Einfuhrüberschuß zieht Liquidität und Währungsreserven ab, muß die innere Entwicklung ungünstig beeinflussen. Ein Staat mit dauerndem Ausfuhrüberschuß liefert Güter ohne entsprechenden Gegenwert an das Ausland. Wird das erlöste ausländische Geld in inländisches umgewechselt, so vergrößert es die umlaufende Geldmenge. Die Folge ist eine Beeinträchtigung der Preisniveaustabilität.

Zölle, Kontingente und andere Mittel

Die Instrumente, die den Staaten zur Erreichung ihrer außenwirtschaftlichen Ziele zur Verfügung stehen, sind je nach der herrschenden Wirtschaftsordnung verschieden. Einer zentral verwalteten Wirtschaft entspricht als Organisationsform für die außenwirtschaftlichen Beziehungen das staatliche Außenhandelsmonopol. Der marktwirtschaftlichen Ordnung entspricht eine Form des Außenhandels, bei der auch im internationalen Waren-, Zahlungs- und Kapitalverkehr die Dispositionen der einzelnen Wirtschaftseinheiten, vor allem der Unternehmen, grundsätzlich frei sind. Das bedeutet jedoch nicht, daß der Staat in der marktwirtschaftlichen Ordnung darauf verzichten muß, den Ablauf des außenwirtschaftlichen Geschehens zu beeinflussen. Die wesentlichen Instrumente der Außenhandelspolitik sind Zölle, Verbote, Kontingentierungen, Subventionen.

1. Zölle sind das wichtigste und geschichtlich älteste Lenkungsinstrument. Sie werden bei der Einfuhr, der Ausfuhr und der Durchfuhr bestimmter Waren erhoben. Zölle können verschiedenen Zwecken dienen: Werden Waren, die im eigenen Land überhaupt nicht hergestellt werden – wie bei uns tropische Produkte, in manchen tropischen Ländern Industriefertigwaren –, mit einem Zoll

belastet, so dient dieser ausschließlich dazu, dem Staat Einnahmen zu verschaffen: Finanzzoll. Exportzölle sind meist Finanzzölle. Werden dagegen Waren mit Zoll belastet, die im Inland wie im Ausland hergestellt werden, so benachteiligt der Einfuhrzoll die Auslandsware im Wettbewerb. Die einheimischen Erzeuger erhalten durch den Zoll eine Vorgabe, einen gewissen Schutz. Solche Zölle werden deshalb Schutz Zoll genannt. Zu beachten ist, daß der Schutz Zoll nur bestimmte Erzeuger schützt. Werden Schutz zölle eingeführt mit dem Ziel, den geschützten einheimischen Wirtschaftszweig (eine neu zu entwickelnde Industrie z. B.) nur so lange zu schützen, bis er dem Wettbewerb mit ausländischen Erzeugnissen ausgesetzt werden kann, so bezeichnet man sie als Erziehungszölle.

Der Zoll kann als spezifischer Zoll eine bestimmte Ware pro Maßeinheit (pro kg, hl, Stück) belasten. Er kann andererseits als Wertzoll jede beliebige Ware mit einem bestimmten Prozentsatz ihres Wertes belasten. Wertzölle haben den Vorteil, daß ihre relative Höhe zum Wert der Ware sofort erkennbar ist. In der praktischen Anwendung begegnen sie der Schwierigkeit, den Wert einer Ware zu ermitteln. Soll als Wert z. B. der Weltmarktpreis oder der Verkaufspreis im Einfuhrland angesehen werden? Soll der Wert an der Grenze oder der Wert am Absendeort oder am Verkaufsort zugrunde gelegt werden? Ein Zentner Kartoffeln kann auf dem Acker des Erzeugers 2 DM wert sein, beim Großhändler in der Großstadt das Doppelte, für den Verbraucher das Vierfache. Die Preise wechseln auch von Jahreszeit zu Jahreszeit.

Im Außenhandel der Bundesrepublik gelten überwiegend Wertzölle, für deren Ermittlung ins einzelne gehende gesetzliche Regelungen bestehen. Für manche Güter wie Kaffee, Tee, Tabak, Mineralöl gelten jedoch spezifische Zölle.

2. Zur Steuerung, insbesondere Drosselung der Einfuhr dienen Einfuhrverbote und die Festsetzung von Einfuhrkontingenten, d. h. vom Staat erteilten Bewilligungen (Lizenzen) für bestimmte Warenmengen. Einfuhrverbote und -kontingente beschränken das Angebot ausländischer Waren im Inland.

3. Zur Förderung der eigenen Ausfuhr dienen staatliche Zuschüsse, Kredite, Bürgschaften, Steuervergünstigungen. Staatliche Behinderungen der eigenen Ausfuhr (Exportverbot, Embargo) gehen meist auf politische Gründe zurück; sie spielen heute eine Rolle im Wirtschaftsverkehr zwischen dem Westen und kommunistischen Ländern. Die bisher aufgezählten Mittel der Außenwirtschaftspolitik wirken auf die Menge und auf die Preise der gehandelten Güter. Der Staat kann außerdem auch auf den Zahlungs- und Kapitalverkehr mit dem Ausland einwirken, indem er den Devisenmarkt lenkt oder gar seiner Herrschaft unterwirft (Devisenbewirtschaftung).

III. Zahlungsverkehr und Zahlungsbilanz

Eine deutsche Automobilfabrik, die Fahrzeuge nach Schweden exportiert, muß ihre Lieferanten, ihre Löhne und Gehälter, ihre Steuern und Dividenden in DM bezahlen. Sie muß also ihre Exporterlöse in DM erhalten oder jedenfalls in DM umwandeln können. Andererseits braucht ein schwedischer Exporteur, der für den gleichen Betrag Holz nach der Bundesrepublik ausführt, seine Erlöse in Schwedenkronen. Die Bezahlung könnte so vor sich gehen: Der

deutsche Autoexporteur zieht auf den schwedischen Importeur einen Wechsel; mit der Annahme des Wechsels verspricht der Importeur die Zahlung einer bestimmten Summe, und zwar in diesem Fall in Schwedenkronen. Der deutsche Autoexporteur verkauft diesen Wechsel an den deutschen Holzimporteur und läßt ihn sich in DM bezahlen. Dieser Importeur benutzt jetzt den Wechsel zur Bezahlung seiner Schuld bei einem schwedischen Holzlieferanten, die ohnehin auf Schwedenkronen lauten wird. Dieser Holzimporteur endlich präsentiert den Wechsel dem schwedischen Kraftfahrzeugimporteur, dessen Akzept auf dem Wechsel steht, und läßt ihn sich in Schwedenkronen auszahlen.

Der internationale Zahlungsverkehr weist, wie auch aus diesem stark vereinfachten Beispiel zu erkennen ist, drei Eigenheiten auf:

1. Es müssen unablässig Geldbeträge von einer Währung in eine andere umgesetzt werden.

2. Dieser Zahlungsverkehr kann nicht als Einbahnstraße funktionieren. Ausländische Kunden können deutsche Waren nur kaufen und bezahlen, wenn wir aus dem Ausland ebenfalls Waren beziehen, und umgekehrt.

3. Größere Zahlungen werden ebensowenig wie im Inland durch Übergabe oder Versendung von Bargeld bewirkt. Sie vollziehen sich bargeldlos, mit Buchgeld, spielen sich also über Banken ab.

Die Zahlungsbilanz soll ausgeglichen sein

Die Zahlungsbilanz erfaßt alle außenwirtschaftlichen Vorgänge eines Landes und könnte daher auch Außenwirtschaftsbilanz genannt werden. Sie setzt sich aus einer Reihe von Teilbilanzen zusammen:

In der Handelsbilanz wird der Wert der Wareneinfuhr in einem bestimmten Zeitraum (in der Regel dem Kalenderjahr) dem Werte der Warenausfuhr gegenübergestellt. Die Dienstleistungsbilanz stellt entsprechend den Wert der Dienstleistungen aus dem Ausland und für das Ausland einander gegenüber. Die beiden genannten Bilanzen werden unter dem Namen Leistungsbilanz zusammengefaßt. Die Kapitalverkehrsbilanz erfaßt Import und Export von Kapital.

Nicht wenige internationale Güter- und Kapitalübertragungen erfolgen unentgeltlich. Sie schlagen sich in einer besonderen Bilanz der unentgeltlichen Leistungen nieder. Diese sind teils privater, teils öffentlicher Natur. Beiträge zu internationalen Institutionen, Reparations- und Wiedergutmachungsleistungen gehören ebenso hierher wie private Unterstützungszahlungen, Stipendien und Erbschaften. Die Zusammenfassung aller dieser Teilbilanzen ergibt die Zahlungsbilanz. Eine aktive Teilbilanz kann durch eine passive andere Teilbilanz ausgeglichen werden.

Das Schema, das die Deutsche Bundesbank ihren Veröffentlichungen der Zahlungsbilanz zugrunde gelegt, ist so angelegt, daß Zu- und Abgänge beim Gold- und Devisenbestand in einer Devisenbilanz gesondert ausgewiesen werden.

Die Forderung, in den außenwirtschaftlichen Beziehungen eines Landes soll ein gesundes Gleichgewicht zwischen Geben und Nehmen herrschen, ist ohne weiteres einleuchtend, weil ohne dieses Gleichgewicht der internationale Austausch auf die Dauer nicht funktionieren kann. Um zu erkennen, welche Hindernisse ihrer Erfüllung im Wege stehen, wenden wir uns jetzt dem Problem der Wechselkurse zu.



IV. Wechselkurse und internationale Währungsordnung

Im internationalen Verkehr müssen unaufhörlich Umrechnungen von einer Währung in eine andere vorgenommen werden. Damit der Handelsverkehr störungsfrei abläuft, muß für diese Umrechnungen ein allgemeines Prinzip gefunden werden.

Zwei Möglichkeiten bestehen: Die Staaten legen durch Vereinbarung ein festes Umrechnungsverhältnis zwischen ihren Währungen fest – oder die Umrechnungskurse zwischen den Währungen bilden sich frei im Spiel von Angebot und Nachfrage auf den internationalen Märkten. Der Wunsch aller am Außenhandel Beteiligten, für langfristige Vereinbarungen eine feste Grundlage zu finden, spricht für feste Wechselkurse. Die Notwendigkeit, daß die Staaten ihre Zahlungsbilanzen ausgleichen, spricht dagegen für freie Wechselkurse, denn diese sind imstande, den Ausgleich automatisch herbeizuführen.

Feste oder bewegliche Wechselkurse

Wechselkurs ist der Preis, der in inländischer Währung für eine Einheit eines ausländischen Zahlungsmittels zu bezahlen ist, beispielsweise 1 US-Dollar = 4 DM (seit 1961). Umgekehrt wird dann in New York notiert: 100 DM = 25 Dollar. Der Wechselkurs (Devisenkurs) macht die Preise in verschiedenen Währungsgebieten, obwohl eine gemeinsame Recheneinheit nicht vorhanden ist, vergleichbar. Der Wechselkurs ist das Scharnier, das Inlands- und Auslandspreise verbindet. Man hat den Wechselkurs auch „Preisfahrstuhl“ genannt: Sobald man den Wechselkurs ändert, gehen die Preise der Auslandswaren herauf oder herunter. Von dem Verhältnis zwischen inländischen und ausländischen Preisen aber hängt es entscheidend ab, welchen realen Gegenwert in Waren und Dienstleistungen wir für die bei unserem Export erlösten Devisen einkaufen können.

Die Funktion der Wechselkurse verstehen wir am besten an einem Beispiel, das zur Verdeutlichung vergrößert ist. Beim Dollarkurs von 4 DM beträgt der Preis eines deutschen Personenwagens, der im Inland 8000 DM kostet, in den USA 2000 Dollar – wenn wir von Verschiffungskosten und Einfuhrzoll hier absehen –, der Preis eines amerikanischen 2000-Dollar-Wagens entsprechend in der Bundesrepublik 8000 DM. Steigt der Dollarkurs auf 5 DM, so können die Amerikaner jetzt den deutschen Wagen für 1600 Dollar kaufen, während die Deutschen für den amerikanischen 2000-Dollar-Wagen 10000 DM bezahlen müssen. Die Folge ist, daß bei sonst gleichbleibenden Voraussetzungen (z. B. keine Zolländerungen) die Chancen für den deutschen Export steigen, während die amerikanischen Exporte nach Deutschland zurückgehen. Beim Fallen des Dollarkurses tritt die entgegengesetzte Wirkung ein: Importerleichterung und Exportbremse für die Bundesrepublik.

Sind die beiden beteiligten Regierungen übereingekommen, daß der Wechselkurs sich ohne staatliche Beeinflussung auf dem internationalen Devisenmarkt aus dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage bilden soll (freier oder flexibler Wechselkurs), so wird der eben geschilderte Effekt nur vorübergehend eintreten. Es wird nämlich im ersten Beispielfall mit den wachsenden deutschen Exporten auch die Nachfrage nach DM steigen, weil DM gebraucht wird, um diese Exporte zu bezahlen. Bei sinkenden deutschen Exporten werden weniger DM zur Bezahlung benötigt – der DM-Kurs sinkt. Auf der anderen Seite lassen wachsende amerikanische Exporte die Nachfrage nach Dollars,

mit denen die steigenden Exporte zu bezahlen sind, und damit den Dollarkurs steigen. Bei sinkenden amerikanischen Exporten oder deutschen Importen sinkt die Nachfrage nach Dollars – der Dollarkurs sinkt, der DM-Kurs steigt. Damit werden aber die deutschen Exporte wieder teurer, die Importe aus den USA billiger. Im Endergebnis wird sich ein Kursverhältnis herausbilden, bei dem Importe und Exporte sich ungefähr die Waage halten: Der flexible Wechselkurs sorgt für den Ausgleich der Zahlungsbilanzen.

In den Vereinbarungen von Bretton Woods (1944), denen die Bundesrepublik 1952 beigetreten ist, wurde ein System fester (= starrer, gebundener) Wechselkurse festgelegt. Alle beteiligten Währungen wurden in ein festes Verhältnis entweder zum Gold oder zum US-Dollar gebracht, der eine feste Goldparität und eine teilweise Golddeckung hat und deshalb als internationale Leitwährung dient. Die beteiligten Regierungen sind verpflichtet, die festgesetzten Kurse gegebenenfalls durch staatliche Stützungsmaßnahmen aufrechtzuerhalten, bei denen sie notfalls durch den gleichzeitig geschaffenen Internationalen Währungsfonds (IWF) unterstützt werden. Nur bei Vorliegen eines „fundamentalen Ungleichgewichts“ darf ein Land nach Rücksprache mit dem IWF seine Währung auf- oder abwerten; dies muß aber in einem festen Zahlenverhältnis geschehen, und der neue Kurs ist wiederum gebunden (Stufenflexibilität). Diese Regelung wurde getroffen, um dem internationalen Austausch durch stabile Kurse eine sichere Grundlage zu geben.

Sie hat allerdings auch einen schwerwiegenden Nachteil. Solange jedes Land eine autonome Wirtschaftspolitik betreibt, entwickeln sich die für den Wirtschaftsverkehr mit dem Ausland entscheidenden Daten, insbesondere die Preise, in verschiedenen Ländern verschieden. Vor allem wird die Erhaltung der Kaufkraft und des Geldwertes nicht überall und immer als oberstes Ziel angesehen, sondern der Sicherung der Vollbeschäftigung oder politischen Zielen untergeordnet. Wenn eines unserer Nachbarländer eine Politik der Geldvermehrung betreibt, etwa um hohe Rüstaussgaben oder Sozialausgaben zu decken – oder, jedenfalls inflationistischen Tendenzen im eigenen Wirtschaftsablauf keinen ausreichenden Widerstand entgegensetzt, so müssen Preiserhöhungen in diesem Lande seine Exportchancen vermindern. Umgekehrt steigen, wenn es der Bundesrepublik gelingt, die Binnenpreise besser stabil zu halten, unsere Exportchancen gegenüber jenem Land. Wir nehmen nun mehr Devisen seiner Währung ein, als wir zur Bezahlung unserer rückläufigen Einfuhr brauchen. Die deutschen Exporteure bieten ihre überschüssigen Devisen der Bundesbank an, die sie ihnen zu einem festen Kurs in DM umtauschen muß. So vermehrt sich die im Inland umlaufende Geldmenge, während sich gleichzeitig das inländische Güterangebot – infolge wachsenden Exports und sinkenden Imports – vermindert oder mindestens nicht im gleichen Maße wächst. Die Folge sind Preissteigerungen auch in den Ländern, denen die Erhaltung ihres Geldwertes im Innern besser gelungen ist (importierte Inflation).

Wege zu einer internationalen Währungsordnung

Eine befriedigend funktionierende internationale Währungsordnung müßte den Wirtschaftsverkehr zwischen den Ländern erleichtern und auch bei verschiedenartiger innerer Entwicklung ein Gleichgewicht der Zahlungsbilanzen sicherstellen. Eine Ordnung, die dies leistet, besteht noch nicht.

Erwünscht ist, daß die freie Umwandelbarkeit der einen Währung in die andere (Konvertierbarkeit) erhalten bleiben soll, daß die Staaten also nicht zur Devisenbewirtschaftung übergehen, was den internationalen Austausch behindern und im Innern ordnungspolitisch einen ersten Schritt auf dem Wege zur Zentralverwaltungswirtschaft darstellen würde. Vier Vorschläge für eine internationale Währungsordnung sind denkbar:

1. Rückkehr zur Goldwährung, wie sie vor dem Ersten Weltkrieg bestand. Alle Staaten binden ihre Währung an das Gold. Gold ist der internationale Generalnennner: Was das Geld gegenüber den Gütern ist – ein gemeinsamer Maßstab, der Vergleich und Austausch ermöglicht –, soll das Gold gegenüber den Währungen sein. Ein solches System ist, wie die Geschichte erwiesen hat, funktionsfähig. Es erlegt aber den Staaten in der Gestaltung ihrer Geld- und Wirtschaftspolitik Beschränkungen auf, die sie im Interesse ihrer nationalen Ziele (Vollbeschäftigung, Wachstum) nicht auf sich nehmen wollen.

2. Übergang zu frei beweglichen Wechselkursen, die den Ausgleich der Zahlungsbilanzen gewährleisten, aber das engere Zusammenwachsen der Volkswirtschaften möglicherweise erschweren.

3. Beibehaltung des gegenwärtigen Systems; jedoch soll es elastischer werden, d. h. größere Schwankungen der Kurse um die Parität als die gegenwärtig zugelassene Schwankungsbreite von $\pm 1\%$ erlauben.

4. Beibehaltung des gegenwärtigen Systems bei sorgfältiger internationaler Abstimmung der Wirtschafts- und Geldpolitik unter den beteiligten Ländern.

V. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG)

Ziele der EWG

Nunmehr können wir die wirtschaftliche Seite der europäischen Integration, ihre Vorzüge wie ihre Probleme besser verstehen und beurteilen. Die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft wurde 1957 durch einen Vertrag zwischen Frankreich, Italien, den drei Benelux-Ländern und der Bundesrepublik begründet. Sie hat laut Artikel 2 dieses Vertrags die Aufgabe, „durch Einrichtung eines Gemeinsamen Marktes und die schrittweise Annäherung der Wirtschaftspolitik der Mitgliedstaaten eine harmonische Entwicklung des Wirtschaftslebens innerhalb der Gemeinschaft, eine beständige und ausgewogene Wirtschaftsausweitung, eine größere Stabilität, eine beschleunigte Hebung der Lebenshaltung und engere Beziehungen zwischen den Staaten zu fördern, die in dieser Gemeinschaft zusammengeschlossen sind“.

Die EWG ist eine Wirtschafts- und Zollunion. Ihre in mehreren Stufen bis 1970 durchzuführende Verwirklichung sieht vor: Abbau der Zölle nach innen, gemeinsamer Außenzoll und gemeinsame Handelspolitik gegenüber anderen Ländern; Beseitigung aller Hindernisse für den Waren-, Personen-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr zwischen den Mitgliedstaaten; gemeinsame Agrar- und Verkehrspolitik; Einrichtung eines Systems, das den Wettbewerb vor Verfälschungen schützt; Anwendung von Verfahren, welche die Koordinierung der Wirtschaftspolitik der Mitgliedstaaten und die Behebung von Störungen im

Gleichgewicht ihrer Zahlungsbilanzen ermöglichen;

Angleichung der inneren Rechtsvorschriften, soweit dies für das ordnungsgemäße Funktionieren des Gemeinsamen Marktes nötig ist; Errichtung von Spezialinstituten (gemeinsamer Sozialfonds, gemeinsamer Agrarfonds, Investitionsbank); Assoziierung überseeischer Länder und Hoheitsgebiete.

Diese Maßnahmen sollen im gesamten Gebiet der EWG den Zustand herstellen, den wir im nationalen Binnenmarkt seit dem 19. Jahrhundert erreicht haben und der gekennzeichnet ist hauptsächlich durch Freizügigkeit der Menschen, freie Beweglichkeit von Gütern und Kapitalien, einheitliche Währung, im großen und ganzen einheitliche Verkehrstarife, eine einheitliche Wirtschafts- und Sozialpolitik, einheitliche Rechtsnormen auf allen für den wirtschaftlichen Verkehr wichtigen Gebieten, endlich Sicherheit und Stetigkeit beim Bezug von dauerhaften Gütern einschließlich ihrer Ersatzteile.

Daß Europa seine frühere Weltstellung weitgehend eingebüßt hat, hat nicht nur politische Ursachen wie das Ende des Kolonialismus, sondern auch wirtschaftliche. Daß Europas Anteil an der industriellen Weltproduktion um 1860 mehr als drei Viertel, in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aber weniger als ein Viertel betrug, geht auch darauf zurück, daß Europa im Gegensatz zu den wirtschaftlichen Großräumen der USA und der Sowjetunion durch Zölle, Kontingente usw. in rivalisierende Nationalwirtschaften zerfallen war. Diese waren jede für sich zu eng und zu schwach, um überall Anschluß an die technische Entwicklung zu halten, um alle Möglichkeiten der Rationalisierung zu nützen, um die für Forschung und Entwicklung benötigten Riesenbeträge aufzubringen. Auch verhinderte die wirtschaftliche Kleinstaaterei, daß die Industrien sich an den jeweils innerhalb Gesamteuropas günstigsten Standorten ansiedelten. So kam es, daß z. B. die Einführung des Traktors in die Landwirtschaft, die Motorisierung des Verkehrs, die Verwendung kontinuierlicher Walzstraßen in der Stahlindustrie in den Industrieländern Europas rund 30 Jahre später als in den USA erfolgten. Der Gemeinsame Markt mit 200 Millionen arbeitenden und konsumierenden Menschen wird uns Europäern helfen, in der wirtschaftlichen Entwicklung den Anschluß an die USA wiederzugewinnen.

Die EWG soll eine Grundlage für den immer engeren Zusammenschluß der europäischen Völker bilden. Hinter dem Ziel, die Nationalwirtschaften zu verschmelzen, steht als Fernziel die politische Einheit Europas.

Freilich bilden die sechs EWG-Länder nur einen Teil West- und Mitteleuropas. In ihrem Verhältnis zu den Nichtmitgliedsländern im Westen, besonders den EFTA-Ländern und insbesondere Großbritannien, in ihrem Verhältnis zur östlichen Hälfte Europas, andererseits zu den USA als ihrem atlantischen Partner, schließlich im Verhältnis der Sechs zur übrigen Welt, vor allem also zu den Entwicklungsländern liegen schwierige Probleme und große Aufgaben für die Zukunft. Das Interesse der Bundesrepublik geht dahin, aus der EWG nicht einen Wirtschaftsblock werden zu lassen, der nach außen weitgehend durch Zölle abgeschlossen ist, sondern eine weltweit offene Handelspolitik zu treiben.

Widerstände gegen wirtschaftliche Integration

Das Ziel der wirtschaftlichen Vereinigung muß gegen viele Widerstände verwirklicht werden.

Sie kommen hauptsächlich aus vier Quellen:

1. Widerstreit zwischen nationalem Eigeninteresse und übergeordnetem Gemeinschaftsinteresse. Einzelne Länder sind auf Grund ihrer eigenen Wirtschaftsstruktur besonders an der schnellen Herstellung des gemeinsamen Agrarmarktes interessiert und versuchen, die für sie günstigen Teilgebiete der Integration zu forcieren, andere zu hemmen.

2. Fehlende oder nicht richtig synchronisierte Angleichung auf verschiedenen Teilgebieten: Fehlende Harmonisierung der Geldpolitik, inflationistische Entwicklungen in Partnerländern, Ungleichgewicht der Zahlungsbilanzen, importierte Inflation.

3. In jedem Lande gibt es Branchen und Gruppen, die sich davor fürchten, daß überlegene ausländische Konkurrenz, durch Zollschranken nicht mehr behindert, auf dem einheimischen Markt mit ihnen in Wettbewerb tritt. Diese Gruppen setzen der schnellen Verwirklichung des Gemeinsamen Marktes Widerstand entgegen.

4. Verschiedene ordnungspolitische Vorstellungen, sowohl für den eigenen nationalen Bereich wie für die künftige Wirtschaftsordnung in der EWG. So stehen französische Vorstellungen von strafferer zentraler Planung („Planification“) deutschen Vorstellungen von Sozialer Marktwirtschaft gegenüber.

Agrarprobleme in EWG-Ländern

Fast alle Industrieländer der Welt haben ihr „Agrarproblem“. Es besteht keineswegs darin, daß diese Länder ihren Bedarf an Agrarprodukten nicht decken oder nicht selbst erzeugen könnten. Vielmehr ist z. B. Europa auf vielen Gebieten auf dem Wege zum Selbstversorger und auf manchen zum Überschußgebiet. Auch die Vereinigten Staaten haben seit vielen Jahren mit einer Überproduktion an landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu kämpfen. Die Agrarprobleme können im wesentlichen auf folgende Ursachen zurückgeführt werden:

1. Nach dem Engelschen Gesetz (1. Kapitel) nimmt bei wachsendem Einkommen der Einkommensteil, der für Ernährung ausgegeben wird, relativ ab. Das hat zur Folge, daß die Einkommen in der Landwirtschaft mit der Aufwärtsentwicklung der Einkommen in anderen Wirtschaftszweigen nicht Schritt halten, sofern nicht eine Erhöhung der Produktivität in der Landwirtschaft für einen Ausgleich sorgt.

2. Die Preise für Grundnahrungsmittel spielen im allgemeinen Bewußtsein eine wichtige Rolle. Die Agrarpreise neigen wegen der Schwankungen im Angebot und der relativen Starrheit der Nachfrage (5. Kapitel) zu starken Ausschlägen. Um die Landwirtschaft vor billiger Einfuhr zu schützen, haben die meisten Staaten ein kompliziertes Instrumentarium agrarpolitischer Schutz-, Stützungs- und Förderungsmaßnahmen ausgebildet: Einfuhrzölle, Einfuhrkontingente, Einfuhrverbote zu bestimmten Jahreszeiten, „Abschöpfung“ (der niedrige Importpreis wird heraufgesetzt und der Aufschlag vom Staat in Anspruch genommen), staatliche Einfuhr- und Vorratsstellen, Zwangssyndikate, Preisfestsetzungen, Prämilierung von Produktionseinschränkungen und anderes. Diese Schutzmaßnahmen haben die Landwirtschaft besonders einfuhrempfindlich gemacht und ihr die Anpassung an veränderte gesellschaftliche Verhältnisse erschwert.

3. Die Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse zeigt sich darin, daß im Jahre 1882 noch 42 v. H. der deutschen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren, während es heute nur noch 12 v. H. sind. Der Aufschwung der Industrie hat die wachsende Bevölkerung in die Städte gezogen, aber die Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik machen es möglich, daß dieser kleine Bevölkerungsanteil ebensoviel oder mehr an Agrarprodukten erzeugt, als früher auf derselben Bodenfläche von der vielfachen Menschenzahl hervorgebracht wurde. Diese Umschichtung ist seit 100 Jahren im Gange, verläuft aber in den letzten beiden Jahrzehnten beschleunigt und ist nun erst voll ins allgemeine Bewußtsein getreten. Seit 1950 hat die deutsche Landwirtschaft über die Hälfte der in ihr abhängig Beschäftigten an andere Wirtschaftszweige abgegeben.

In den EWG-Ländern ist der Umschichtungsprozeß verschieden weit fortgeschritten. Man schätzt, daß in den sechs EWG-Ländern noch acht Millionen Menschen aus der Landwirtschaft in andere Bereiche abwandern müssen. Für die Betroffenen kann die Umschichtung menschliche und soziale Härten mit sich bringen, auch wenn sie sich im Endergebnis rein wirtschaftlich verbessern.

Die deutsche Landwirtschaft ist gekennzeichnet durch das Vorherrschen bäuerlicher Betriebe mit kleinen und mittleren Betriebsgrößen (durchschnittlich nur etwa 7 ha) bei gebietsweise starker Zersplitterung, hauptsächlich infolge Erbteilung. Sie ist in mancher Hinsicht gegen die anderer EWG-Länder klimatisch benachteiligt. Bis 1970 soll der gemeinsame Agrarmarkt voll verwirklicht sein. Bis dahin müssen die Anstrengungen der deutschen Agrarpolitik darauf gerichtet sein, unsere Landwirtschaft im europäischen Rahmen wettbewerbsfähig zu machen. Diesem Ziel dienen neben Schutz- und Hilfsmaßnahmen in der Übergangszeit vor allem die Flurbereinigung, die Verbesserung der Kostenlage durch Zinsverbilligung, die Steigerung der Arbeitsproduktivität durch verbesserte Methoden, Mechanisierung, gründliche Berufsausbildung und Weiterbildung und die psychologische Umstellung auf den schärferen Wettbewerb im Gemeinsamen Markt.

VI. Entwicklungshilfe im Zusammenhang der Weltwirtschaft

Eine der Lebensfragen der heutigen Welt bilden Lage und Schicksal der Entwicklungsländer und ihr Verhältnis zu den Industrieländern des freien Westens und dem kommunistischen Block. Entwicklungshilfe hat neben dem wirtschaftlichen auch einen politischen, einen sozialen und einen kulturell-religiösen Aspekt.

Wirtschaftliche Merkmale der Entwicklungsländer

Die Entwicklungsländer sind einerseits unter sich außerordentlich ungleich, in manchem unvergleichbar, andererseits doch durch einige gemeinsame Züge zu kennzeichnen. Der Historiker wird hervorheben, daß die Entwicklungsländer großenteils ehemalige Kolonialgebiete sind und überwiegend nicht dem christlichen Kulturkreis zugehören; der Geograph hebt hervor, daß sie überwiegend in tropischen und subtropischen Zonen liegen; der Ethnologe, daß sie überwiegend farbige oder gemischte Bevölkerung aufweisen; der Soziologe weist darauf hin, daß sie großenteils Sozialstrukturen aufweisen, die dem vorindustriellen Zeitalter angemessen waren und jetzt durch heftige soziale Spannungen und Bewegungen gefährdet sind; der Demograph sieht, daß sie über-

wiegend eine äußerst rapide Bevölkerungsvermehrung aufweisen. In wirtschaftlicher Beziehung weisen die Entwicklungsländer darüber hinaus weitere typische Merkmale auf:

1. Die Entwicklungsländer sind Agrarländer. Sie bringen in erster Linie landwirtschaftliche Erzeugnisse hervor, daneben Rohstoffe wie Holz, Erdöl, Mineralien. Der Bodenertrag ist ungleich geringer als in der Landwirtschaft der Industrieländer.

2. Den Entwicklungsländern fehlt sowohl Geld als auch Sachkapital. Deshalb können sie aus eigener Kraft die erwünschte Industrialisierung und auch die noch dringendere Verbesserung ihrer Landwirtschaft nicht durchführen.

3. Auch solchen Entwicklungsländern, die eine der europäischen gleichrangige traditionelle Geisteskultur aufweisen, fehlt technisches Wissen und die das moderne Wirtschaftsleben kennzeichnende und tragende rationale, dynamische Denkweise.

4. Ob ein Land als Entwicklungsland anzusehen ist, wird heute überwiegend nach dem durchschnittlichen Jahreseinkommen pro Kopf der Bevölkerung entschieden. Die Einwohner der Entwicklungsländer erreichen nur einen Bruchteil des Durchschnittseinkommens der fortgeschrittenen Industrieländer.

Entwicklungsländer zwischen Ost und West

Politisch versuchen viele Entwicklungsländer, sich aus dem Ost-West-Gegensatz herauszuhalten, sie zählen sich zu den blockfreien Staaten. Bei dem Umbau ihrer Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, den sie unter dem Zwang der veränderten Weltlage vollziehen wollen und müssen, stehen sie gleichwohl vor der Frage, ob sie dem marktwirtschaftlichen, auf Freiheit und Wettbewerb beruhenden Leitbild des Westens oder einer zentral verwalteten Wirtschaft den Vorzug geben wollen. Die Entwicklungshilfe der Sowjetunion beruht auf der Vorstellung, daß die Industrialisierung eines Landes binnen kurzer Frist nur in der Form einer straff geplanten Staatswirtschaft möglich sei. Westliche Fachleute bestreiten das unter anderem mit dem Hinweis darauf, daß die europäische Wirtschaft ihre sprunghafte und krisenreiche Entwicklung zur heutigen Höhe ebenso wie die Erschließung und den Aufbau der neuen weißen Kontinente Nordamerika und Australien in den Formen der Privatwirtschaft vollzogen haben.

Wer zu diesen Fragen Stellung nehmen will, muß beachten, daß es niemals allein auf Wirtschaftsaufbau und Wirtschaftsordnung ankommt – bei den Entwicklungsländern ebenso wenig wie bei uns. Der unlösbare Zusammenhang zwischen Staats- und Wirtschaftsordnung muß beachtet werden; man kann nicht ein Volk wirtschaftlich unmündig halten und gleichzeitig politisch zur Demokratie erziehen. Entwicklungshilfe kann niemals die Probleme der Entwicklungsländer lösen. Sie kann nur die Regierungen und Bürger dieser Länder in den Stand setzen, die eigenen Probleme besser und erfolgreicher zu lösen als bisher. Im wesentlichen handelt es sich um drei Arten von Maßnahmen: Beratung, handelspolitische Maßnahmen, Kredite.

Dieser Vorabdruck wurde auszugsweise dem Schulbuch „Wirtschaft – ein Entscheidungsbereich“ entnommen, das in Kürze in den Verlagen Diesterweg und Oldenbourg erscheinen wird. Verfasser: Dr. Dr. Hans Joachim Störig. Copyright: Robert Pfützner GmbH, München

Wir „komponieren“ ein Bild

Die Einsendungen zum Steckenpferdturnier und zu unseren monatlich stattfindenden Fotowettbewerben beweisen: es gibt viele Fotografen unter unseren Mitarbeitern. Doch – wie könnte es anders sein!? – nicht jede Aufnahme, die auf unserem Schreibtisch landet, besteht vor den kritischen Augen des allmonatlich zusammentretenden Preisgerichts. Das tut uns oft leid, weil wir wissen, daß unter technisch gleichwertigen Aufnahmen häufig gerade die gute Bildkomposition der Grund ist, der unsere Preisrichter bestimmt, ausgerechnet dieses Bild dem anderen vorzuziehen. Deshalb möchten wir unsere Fotografen anregen, einmal über den guten Bildaufbau und Bildausschnitt ihrer Fotos nachzudenken. Die folgenden Absätze haben wir Andreas Feiningers im Econ Verlag erschienenen „Buch der Fotografie“ entnommen.

Einfachheit ist nie verkehrt

Je einfacher ein Bild in Auffassung und Aus-

führung ist, desto stärker wird es wirken. Das bedeutet in erster Linie, daß jedes Bild nur ein einziges Motiv haben soll. Mehrere Motive ergeben mehrere Brennpunkte des Interesses und zersplittern dadurch die Aufmerksamkeit des Betrachters. Statt zu versuchen, „alles“ in einer Aufnahme zu zeigen, macht man besser mehrere.

„Grafisches“ Schwarz-Weiß ist oft wirkungsvoller als eine breite Skala feiner Grautöne. Haben Sie keine Angst davor in Ihren Bildern – ganz gleich, was man Ihnen über „leere“ Lichter und Schatten erzählt haben mag. Ein Licht, das nicht strahlend weiß ist, wirkt trübe und schmutzig, während ein schwarzer Schatten ohne Zeichnung oft ein ganzes Bild zusammenhalten kann und ihm Kraft gibt.

Der Hintergrund ist einer der wichtigsten und am häufigsten vernachlässigten Teile des Bildes. Ein wirrer Hintergrund verdirbt jedes Foto, besonders wenn er unscharf und voller formloser weißer Flecken ist. Der beste Hintergrund ist der Himmel.

Der Horizont zerschneidet – wenn er überhaupt vorhanden ist – ein Bild in zwei Teile. Ein niedriger Horizont gibt den Eindruck der Ferne, des Raums und ein Gefühl der Erhabenheit. Ein hoher Horizont betont den Vordergrund und die Erde. Wenn man diese Effekte kennt und versucht, Gebrauch davon zu machen, kann man den Horizont an jede Stelle des Bildes bringen – selbst quer durch die Mitte!

Rahmt man das Motiv mit einem interessant umrissenen, dunklen Vordergrund, wird das Auge zur Bildmitte geführt und der Eindruck der „Tiefe“ gesteigert.

Eine Nahaufnahme vermittelt stets einen stärkeren Eindruck als eine Aufnahme, die aus größerer Entfernung gemacht wurde. Sie gibt ein Gefühl der Vertraulichkeit, bringt die Oberflächenstruktur heraus – man kann sie beinahe fühlen – und stellt den eigentlichen Wesensgehalt des Objekts vor. Denken Sie daran, wenn Sie Ihr Bild bis zur äußersten Grenze vergrößern und beschneiden. Der Bildzuschnitt ist eines der sichersten Mittel, die Wirkung eines Bildes zu steigern.

Auf den Ausschnitt beim Vergrößern achten

Licht und Schatten spielen eine Doppelrolle: Wechsel von Licht und Schatten schafft die Illusion der Dreidimensionalität, der Plastik und Tiefe. Helle Töne und Weiß sind aggressiv. Sie deuten Freude, Jugend, Heiterkeit und angenehme Empfindungen an. Dunkle Tönungen und Schwarz sind passiv. Sie deuten trübe Stimmung, Kraft, Stärke, Alter und Tod an. Helle Partien eines Bildes ziehen die Aufmerksamkeit des Betrachters zuerst auf sich, dunkle lassen das Auge ruhen und verleihen einem Bilde Kraft.

Bewegung wird am besten durch Verwischen versinnbildlicht – je verwischer das Bild ist, desto überzeugender ist die Illusion der Geschwindigkeit. Bei bewegten Objekten ist das schärfste Bild oft das am wenigsten bezeichnende. Bewegung kann außerdem durch diagonalen Bildaufbau angedeutet werden. Das gilt besonders, wenn das Objekt, das sich bewegt, aus Gründen der Klarheit scharf abgebildet werden muß. Setzt man das Objekt auf eine der Bilddiagonalen und ordnet die wesentlichsten Bildelemente so, daß sie diagonal, statt horizontal und vertikal verlaufen, wird eine „statische“ Anordnung in einen „dynamischen“ Bildaufbau umgewandelt, der Bewegung und Schnelligkeit zum Ausdruck bringt.

Viele Fotografen bauen ihre Bilder immer wieder so auf, daß sie den Verhältnissen der Mattscheibe oder des Suchers angepaßt sind. Dieser Fehler macht sich besonders bei quadratischen Negativen bemerkbar. Da das Festhalten an solchen Proportionen eintönig wirkt und eine interessante Darstellung vieler Motive hindert, sollte man sie beim Vergrößern ändern. Die Zahl der möglichen Maßstäbe einer Kopie ist unendlich – vom niedrigen Querformat über quadratisch bis zum schmalen Hochformat. Eine zweckentsprechende Ausnutzung dieser Möglichkeiten ist wichtig für den Bildaufbau.

Durch Zuschnitt beim Vergrößern kann man in letzter Minute kleine Verbesserungen vornehmen. Die Hauptformen des Bildes sollen die Ränder der Kopie nicht berühren. Entweder bringt man sie richtig innerhalb der Begrenzungen unter, oder man schneidet sie teilweise weg. Symmetrie ist gewöhnlich langweilig; darum soll man sie, wenn kein besonderer Grund dazu vorliegt, nach Möglichkeit vermeiden. Linien, die unmittelbar in eine Ecke laufen, scheinen sie zu spalten. Man beschneidet ein Bild so, daß



▲ Unser Bildbeispiel zeigt zwei Vergrößerungen ein und desselben Negativs: bei dem einen ist das ganze Negativ vergrößert, während das andere ein mit Bedacht und Geschick ausgewählter Ausschnitt ist

dieser Eindruck nicht entsteht. Kleine weiße Gebilde an den Rändern einer Kopie lassen an Mäuse denken, die an dem Bild geknabbert haben. Schneiden Sie sie weg. Ist das nicht möglich, macht man solche Stellen durch „Nachbelichten“ beim Vergrößern dunkler. Fotografie läßt sich nur teilweise lehren. Lehr- und erlernbar ist vor allem die Fototechnik. Alles andere muß aus dem Fotografen selbst kommen. Lehrer und Lehrbücher können nichts weiter tun, als Fotografen, in denen der Kern zu schöpferischen Leistungen steckt, den richtigen Weg zu weisen und ihnen zeigen, was sich in der Fotografie erreichen läßt, wenn man mit Verstand und Phantasie herangeht.

GUTE FOTOS GESUCHT

Für unseren Fotowettbewerb 1966

Auch in diesem Jahr wollen wir auf der vorletzten Seite jedes WERK UND WIR-Heftes den ständigen Fotowettbewerb fortsetzen, der in den vergangenen Jahren so viele Freunde unter unseren Lesern gewonnen hat. Wir bitten unsere Mitarbeiter und Pensionäre um recht viele Einsendungen, bei denen nur wenig zu beachten ist: Die Vergrößerungen sollen – damit eine gute Wiedergabe im Druck möglich ist – nicht zu klein und möglichst „weiß/hochglanz“ sein. Vor allem aber vergessen Sie nicht, Ihre genaue Anschrift und das Werk, in dem Sie beschäftigt sind, auf der Rückseite der Fotos zu vermerken. Unsere Adresse ist: „Fotowettbewerb WERK UND WIR“, Hoesch AG, 46 Dortmund, Eberhardstr. 12.

Die Monatsthemen 1966

Januar:
Verschneite Welt

Februar:
Kirmes

März:
Fotografische Versuche

April:
Unsere Tochter – unser Sohn

Mai:
Porträt

Juni:
Hund und Katze

Juli:
Wolken

August:
Unser Verein

September:
Am Gartenzaun

Oktober:
Mein schönstes Ferienbild

November:
Kakteen

Dezember:
Abends in der Stadt

DIE FÜNF ERSTEN

45 Steckenpferdreitern hat das Preisgericht – wie im Weihnachtsheft veröffentlicht – bei unserem Steckenpferdturnier einen Preis zuerkannt. Fünf von ihnen erhielten – in der Gruppe „Ölmalerei“, „Aquarell“, „Grafik“, „Bastelarbeiten“ und „Fotografie“ – einen ersten Preis. Hier stellen wir die fünf Ersten mit ihren ausgezeichneten Arbeiten vor und hoffen, damit auch denjenigen unter unseren Lesern eine Freude zu machen, die keine Gelegenheit hatten, das Hoesch-Steckenpferdturnier 1965 zu sehen.



FRANZ
KLEKAWKA



Im Urlaub skizzierte Franz Klekawka eine Fronleichnamsprozession. Zu Hause setzte er die Skizze in das mit kräftigen ungebrochenen Farben gemalte Ölbild „Dörfliche Prozession“ um, für das er – wie für das Bild „Kleingärten im Industrieviertel“ (wir haben es farbig im Dezemberheft abgebildet) – den ersten Preis in der Gruppe „Ölmalerei“ gewann. Zwei Bilder Franz Klekawkas, der als gelernter Schlosser Reparaturarbeiten in der Maschinenabteilung Stockheide macht, hängen bereits in der Ausstellung „Laienkunst im Ruhrgebiet“ der Städtischen Museen Recklinghausen. Das Bild „Dörfliche Prozession“ hat die Hoesch AG erworben und dem Ostwallmuseum in Dortmund gestiftet, wo es ebenfalls in der Abteilung „Laienkunst“ zu sehen ist.

JOHANN
ADAMCZYK



Der Pinsel liegt Johann Adamczyk leicht in der Hand. Die Farbskala seiner Aquarelle ist reich, denn er bevorzugt vor allem Zwischentöne. Bei der Wahl seiner Motive hält er sich am liebsten an die vertraute Umgebung. So finden wir vor allem Landschaften, Blumen und malerische Winkel aus westfälischen Städten unter seinen Blättern. Johann Adamczyk ist aber nicht einseitig: genauso gern wie Landschaften malt er beispielsweise die Blumen in seinem Garten in der Franz-Zimmer-Siedlung. In unserem Steckenpferdturnier gewann er mit der Bildreihe „Impressionen aus Westfalen“ den ersten Preis in der Gruppe „Aquarelle“. Johann Adamczyk arbeitet in der Neubaubauabteilung der Westfalenhütte: seine Aufgabe ist die Organisation des Baugüter-Transports.

HUGO
KRÖSCHE



Als junger Mann war Hugo Krösche Müllerbursche. Doch 1925 wechselte er den Beruf. Er zog nach Dortmund und fand Arbeit im Walzwerk 8 der Westfalenhütte. Die Jahre aber, während der er in Stapel bei Neuhaus an der Elbe aus der strohgedeckten Windmühle die Mehlsäcke auf einen Wagen lud, hat er nie vergessen. So baute er denn auch als Rentner – er wurde 1963 pensioniert – für seinen Enkel eine Windmühle aus Sperrholz und aus dem Blech von Konservendosen. Mit bunten Kunststoff-Folien verkleidete er die Mühle, deren Flügel ein kleiner Motor dreht. Mit der Windmühle und seinem ganz aus der Phantasie gebauten Schiff „Europa“ gewann Hugo Krösche den ersten Preis in der Gruppe „Bastelarbeiten“.





ANTON NITSCH

Mit seinen „Schwarz-weißen Blättern“ macht Anton Nitsch Dinge des alltäglichen Lebens sichtbar, an denen die meisten von uns achtlos vorbeigehen. So auch mit den Zinkdrucken aus dem



Bergbau, mit denen er den ersten Preis in der Gruppe „Grafik“ gewann. Diese Blätter sollen festhalten, was in Dortmund und Umgebung unaufhaltsam verschwindet und bald nur noch in der Erinnerung lebendig sein wird: Kleinzeechen, Schachtseen, mit Gras und Sträuchern überwachsene Zechenhalden, Fachwerkhäuser, die dem Wandel der Zeit weichen. Anton Nitsch übt die Technik des Zinkdruckes erst seit kurzer Zeit. Seine ausdrucksvollen Holzschnitte kennen wir von den Steckenpferdturnieren 1958 und 1962. Seit 1955 ist Anton Nitsch in der Erzvorbereitung der Westfalenhütte beschäftigt.

JOSEF GRABEN

Den richtigen Ausschnitt, der neben der gekannten Aufnahmetechnik erst ein gutes Foto ausmacht, grenzt Josef Graben schon mit den Augen ab, wenn er auf Straßen und Plätzen mit



ten im Verkehr oder in ländlicher Stille ein Motiv für seine Kamera entdeckt. Oft sind es Menschen, deren Haltung und Mienenspiel oder deren Tätigkeit etwas aussagen, das jedermann angeht. Die immer schußbereite Spiegelreflexkamera begleitet Josef Graben auf allen seinen Reisen in nahe und ferne Länder. Auf der Insel Ischia fotografierte er den „Dicken“, der Besitzer eines Bootsverleihes war. Mit dieser Aufnahme und mit dem Foto „Beim Telefonieren“ gewann er den ersten Preis in der Gruppe „Fotografie“. Josef Graben ist beim Hoesch Eisenhandel als Prokurist in der Verkaufsleitung für Profilstahl tätig.



SIE HABEN GEWONNEN

Wir ergänzen die im Dezemberheft veröffentlichte Gewinnerliste um die noch nicht genannten Preisträger der Gruppen „Grafik“ und „Plastik“

GRAFIK

1. Preis Anton Nitsch
Maschinist
Hoesch AG Westfalenhütte
Zinkdrucke Bergbau
2. Preis Günter Nowack
Kranführer
Hoesch AG Westfalenhütte
Federzeichnung Kampstraße
3. Preis Klaus Wach
Steiger
Hoesch AG Bergbau Schachtanlage Radbod
Kohlegewinnung

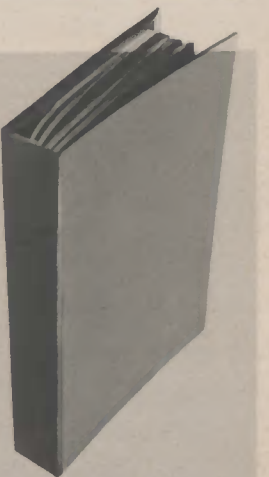
PLASTIK

2. Preis Erich Kunz
Elektriker
Hoesch AG Bergbau
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur
Fohlen
3. Preis Alois Dumanski
Kranführer
Hoesch AG Westfalenhütte
Tierköpfe
3. Preis Johannes Weigt
Kranführer
Hoesch AG Westfalenhütte
Heiliger Franziskus
3. Preis Helmut Cyriel
Obermeister
Hoesch AG Westfalenhütte
Tierformen
3. Preis Ernst Thamer
Nieter
Maschinenfabrik Deutschland AG
Troll

Lobend erwähnt:
Dieter Großkreuz
Klempner-Vorarbeiter
Hoesch AG Bergbau
Schachtanlage Emil-Emscher
Fasan

Edmund Ksleski
Verlader
Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg
Pferd

DIE SAMMEL-MAPPE 1966 IST DA



Ob Ihnen WERK UND WIR nicht mehr Freude macht, wenn Sie alle zwölf Hefte des Jahres in einem Sammelband geordnet aufbewahren?
Wenn ja, brauchen Sie nur die eingelegte Karte auszufüllen und uns zuzuschicken.



*Ich heiße Willi Bülling,
bin 32 Jahre alt und Elektriker von Beruf.
Und wenn Sie nach meiner Meinung
zum Thema Sicherheit fragen,
dann sage ich vor allem dies:*

Arbeit ohne Mitdenken bei mir nicht!

Denn das macht nicht nur keinen Spaß, das erhöht auch die Unfallgefahr. Sie fragen wieso? Nun, was meinen Sie wohl, auf wieviel Unfallgefahren ich bei meinen Rundgängen schon gestoßen bin. Unfallgefahren, die es nur deshalb gab, weil man nicht mitgedacht hatte.

Eine einzige Sache, die mir gerade gestern passiert ist, als Beispiel: In der Schlosserei sehe ich so im Vorbeigehen, wie einer mit 'ner Handbohrmaschine arbeitet und dabei das Anschlußkabel mit der linken Hand so merkwürdig hält. Da kann doch was nicht stimmen, denke ich bei mir, gehe hin und ... natürlich! Das Kabel war verbogen, und die Maschine funktionierte nur, solange der Kollege das Kabel in einer bestimmten Lage hielt. Ich nehme ihm das Ding aus der Hand und sage ihm, wie gefährlich das ist. Wie leicht kann schließlich so ein

verletztes Kabel mit dem Metallgehäuse in Verbindung kommen, und dann ist der schönste Körperschluß da. Der Kollege grinst. Er murmelt vor sich hin: „Daran habe ich nicht gedacht ...“, und deshalb hat er auch nicht daran gedacht, mich als Fachmann sofort herüberzurufen, damit ich den Schaden behebe. Ja, Mitdenken kann schon einiges bewirken, wenn es um Sicherheit geht – gerade am eigenen Arbeitsplatz, an dem man täglich steht, und in dem man sich deshalb am besten auskennt. Allerdings, ich gebe zu, nicht überall ist das Mitdenken gefragt. Und ich kann mir schon vorstellen, daß jemand das Mitdenken schnell wieder läßt, wenn bei einem Vorschlag, den er macht, niemandinhört. Ich kann erwarten, daß Vorschläge, die ich zur Unfallverhütung mache, sorgfältig geprüft und, wenn möglich, auch verwirklicht werden.

Deshalb sage ich auch immer: Mitdenken ist gut, nicht nur für die Arbeit, sondern genauso für die Sicherheit. Aber Mitdenken setzt schon was voraus, nämlich:

Ich muß informiert sein.

Ich muß gut unterwiesen sein.

Ich muß wissen, welche Unfallquellen, die ich feststelle, von mir selbst beseitigt werden dürfen, und wem ich die anderen zu melden habe.

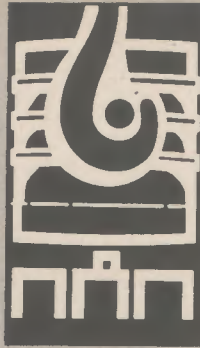
Ich muß sicher sein, daß ein Vorschlag, den ich mache, nicht auf taube Ohren stößt.

Ich muß sehen, daß ein Vorschlag, der sich als brauchbar erweist, auch in der Praxis verwirklicht wird. Ist meine Idee nicht zu gebrauchen, dann habe ich ein Recht auf gründliche Erklärung.

Allerdings – wer sich einfach keine Gedanken machen will, dem nützt das alles nichts. Aber jeder muß ja wissen, wieviel ihm heile Knochen wert sind.



Also zusammengefaßt: **Mitdenken hilft Unfallziffern senken**



Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe. HEINRICH LÜBKE

50 Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

29. 1. 1966 Paul Winter, Kolonnenführer

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

28. 1. 1966 Otto Schneider, Schichtmeister

40 Hoesch AG Bergbau

2. 1. 1966 Ludwig Kämmerer, Verwiegler
Schachtanlage Fritz-Heinrich

2. 1. 1966 Erich Kelch, Rangierer
Schachtanlage Emil-Emscher

2. 1. 1966 Gustav Netuschil, Zimmerhauer
Schachtanlage Radbod

2. 1. 1966 Erich Pilz, Transportarbeiter
Schachtanlage Fritz-Heinrich

9. 1. 1966 Wilhelm Staimann, Aufsichtshauer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

Hoesch AG Westfalenhütte

3. 1. 1966 Heinrich Schrader, Obermaschinist

7. 1. 1966 Leo Strumpf, Stahlverputzer

15. 1. 1966 Erich Boer, Bahnhofsaufseher

15. 1. 1966 Heinz Schnatz, Materialausgeber

24. 1. 1966 Erich Seefeld, Vorarbeiter

31. 1. 1966 Eduard Misselke, Oberlaborant

Maschinenfabrik Deutschland AG

9. 1. 1966 Theodor Wiemann, Meister

Trierer Walzwerk AG

18. 1. 1966 Johann Lamberty, Schichtmeister

25 Hoesch AG Bergbau

2. 1. 1966 Hedwig Böhne, kaufm. Angestellte
Schachtanlage Kaiserstuhl

3. 1. 1966 Herbert Schmidt, Leseband-Arbeiter
Schachtanlage Radbod

3. 1. 1966 Johannes Schönbeck, Reviersteiger
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

16. 1. 1966 Heinrich Karczewski, Platzarbeiter
Schachtanlage Kaiserstuhl

16. 1. 1966 Albert Schemmer, Maurer
Schachtanlage Fürst Leopold-Baldur

18. 1. 1966 Hans Kolf, Grubenloführer
Schachtanlage Kaiserstuhl

28. 1. 1966 Erich Kroner, Wettermann
Schachtanlage Fritz-Heinrich

Hoesch AG Westfalenhütte

19. 12. 1965 Friedrich Borinski, Werkschutzmann

1. 1. 1966 Kuno Batzke, stellv. Hauptgruppenl.

1. 1. 1966 Josef Mause, Sachbearbeiter

4. 1. 1966 Erich Grepel, Maschinist

4. 1. 1966 Walter Ziegenfeuter, Plörtner

7. 1. 1966 Bernhard Thiel, Pumpenmaschinist

22. 1. 1966 Herbert Giebel, Blockwalzer

27. 1. 1966 Paul Herrmann, Hüttenarbeiter

30. 1. 1966 Wilhelm Althaus, Schmelzmeister

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

19. 1. 1966 Ernst Viol, Wärmer

20. 1. 1966 Fritz Böing, kaufm. Angestellter

22. 1. 1966 Hubert Quick, Kranfahrer

Trierer Walzwerk AG

21. 1. 1966 Paul Tscherleniowsky, Packer

21. 1. 1966 Matthias Hogen, Metallschneider

Dat Hasenpiäperiärten

Wilm Hofmann, der uns diese plattdutsche Geschichte schrieb, stammt aus Hemer und ist 40 Jahre als Dreher bei Becke-Prinz beschäftigt gewesen.

Et was üm dai Johrhunnertwenne. An ainem kloaren Winterdage, do hong am „Poraier“ (Wirtschaft) ain frisch geschoutener Hase an de Balkenluke. Hai soll noch ain birtken ahangen.

Im „Poraier“ han en paar Büörger van Hiämer (Hemer im Sauerland) Sotsdagsovend iähren Stammdischk. Dobe-i was auk Ebbinghius' Hennerich van Mesterscheid. An diäm Owend kam niu Hennerich un brach iauk en Hasen met. Hai re-ikere iähn Dodts Kal, diem Waiert (er reichte ihn Dodts Karl, dem Wirt): Hai soll füörn Stammdischk dovan en anstännigen Hasenpiäper maken. Dodts Kal trugede diäm Broen (Braten) nit sau rechte. Hai gong aist mol nom Balken, üm te ke-iken, ov dat auk nit sien Hase was, dai do innen Pott soll. Doch



ain Blick düör dai Liuke: Sien Hase was noch do! Im stillen do hai Hennerich Afbidde, dat hai sou schlecht van iähm dacht ha. Dai Hase wannere in de Kastrolle, und Kal gong we-ir terügge in dai Waiertstouwe, bo dai Runne Skat kloppere un niu gedüllig op dat Hasenpiäperiärten wachere. As dat Jäten prot was – Kal was met ingeladen – griepen alle düchtig tau. Souwat han se sik all lange wünschet!

Am anneren Muorgen kleddere dai Maged vam „Poraier“ opn Balken, üm dien Hasen te halen. Fix was sai we-ir unnen: „Frau, Frau“, raip sai, „use Hase es jo ke-in richtigen Hasen. Dat De-ie es jo iutgestoppet!“ Aist woll dat nümme gläüwen, doch et was sau. Sai han am Owend vüörhiär iähren e-igenen Hasen giätten!

Am anneren Soterdag kamen alle wier biain, un Hennerich vertallte, wie dai Sake met diem Hasen füör sik gohn was. Hai ha am Muorgen diän Hasen hangen sahn un sik üöverlacht, wie sai billig an en Hasenpiäperiärten kummen können. Te Hius ha hai taufällig en frischet Hasenfell leggen. Dat ha hai iutstoppet un im Duistern met diem Hasen am „Poraier“ vertiusket. So ha Dodts Kal siene Lichtfelligkait, diän Hasen nit antepakken, met ainem anstännigen Owendiärten (Abendessen) betalen mocht.

Hoffmanns Wilm

Die schroffsten Schroffen meines Lebens

Das Schneemattenschroffenkopfhaus stand ganz richtig auf dem Kopf der Schneemattenschroffen, aber das war auch alles, was mit dem Prospekt übereinstimmte. Auf das Bild war ich hereingefallen, und so ein Bild kann einen Mann wohl aus der Großstadt locken: Einsame Hütte im Glitzerschnee hoch über den Tälern der Menschen.

Im Städtchen an der Bahnstation bot sich mir ein Junge als Führer an, und ohne diesen kundigen Bewohner der Berge hätte ich nie hinaufgefunden. Dabei war sein Anstiegsplan ziemlich einfach: Er visierte das Schneemattenschroffenkopfhaus an und marschierte in gerader Linie daraufzu, ohne sich um Weg und Steg zu kümmern. Es ging immer steil aufwärts durch tiefen Schnee, in dem ich oft bis über die Knie versank. Das Stapfen nahm kein Ende, es wurde Nacht, und ich begann zu zweifeln, ob wir jemals ankommen würden. Aber auf einmal Lichter, wir waren am Ziel!

Gegen heftigen Wind arbeiteten wir uns vor bis zum Eingang. Der Junge sprang wieder hinab, und ich stieß die Tür auf.

Ein dichter Dunst, Sauerkraut mit einer Prise Wanderer, schlug mir entgegen. Ich war unter Menschen! Sie saßen an kleinen Tischen und speisten etwas Graues. Erschöpft nahm ich Platz an einem freien Tisch. Der Wirt stand hinter seiner Theke und beachtete mich nicht. Auf mehrmaligen Zuruf kam er endlich herbei. Eine Tasse Kaffee, bat ich. Haben wir nicht, sagte er. Tee?

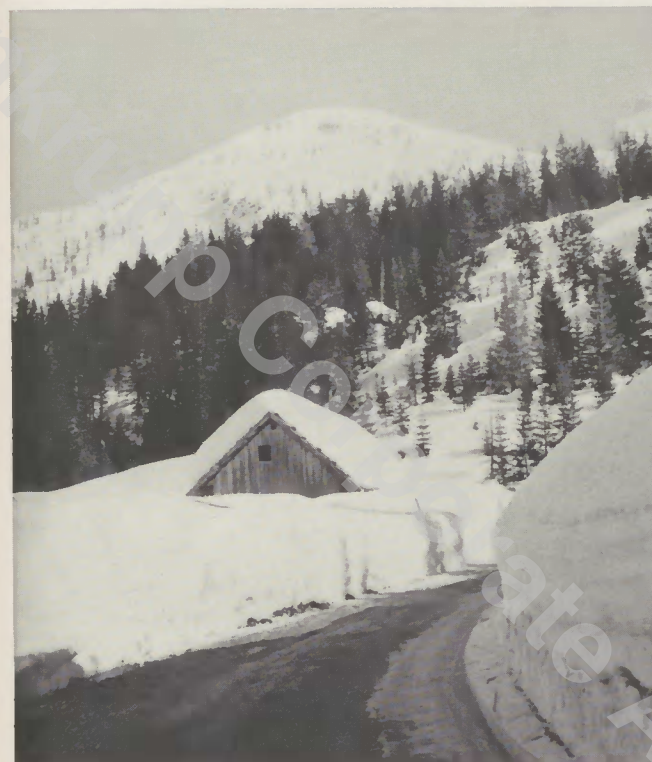
Bierl, war die Antwort. Ich fröstelte.
 Etwas zu essen? Er deutete auf die Teller seiner Gäste: Kuddeln!
 Gegen Kuddeln habe ich etwas. Nie werde ich etwas essen, das Kuddeln heißt.
 Eier, fragte ich, Schinken?
 Kuddeln!, wiederholte er und ließ mich allein.
 Das war ein schroffer Empfang. Heftige Reue erfaßte mich, daß ich zu diesem Schroffenmatteneishaus emporgeklettert war. Ich betrachtete die Gäste genauer. Sie sahen alle aus wie gestählte Obdachlose, die Kuddeln schon auf nüchternen Magen vertragen und nichts fürchten auf der Welt außer Wasser und Seife. Der Schroffe kam wieder und stellte wortlos einen Teller vor mich hin, der füllhornartig überquoll. Hier wurde mit Kuddeln nicht gespart. Es war eine doppelte Portion, garniert mit kalten Kartoffeln und Sauerkraut. Ich sah in eine andere Richtung.
 Schließlich aß ich drei kalte Kartoffeln.
 Wie auf Kommando erhob sich plötzlich die Gesellschaft und begab sich zur Ruhe. Man schlief zu zweit oder dritt in Kabinen von Fahrstuhlformat, die durch Bretterwände bis zum Kinn voneinander getrennt waren. Die Betten glitzerten von Kristallen. Mein Schlafkumpen, ein Bursche mit sportlichen Backenknochen, wie sie nur durch ständiges Mahlen auf alten Speckschwarten erworben werden, warf sich wie er ging und stand auf das Bett und deckte sich zu. Das Mahlen verstummte, und er begann zu schnarchen.
 Und es begann eine Nacht für Bären und harte Männer. Als Nichtbär schlief ich höchstens eine Viertelstunde. In aller Frühe hörte ich, wie das Mahlwerk des Schwartenmannes wieder anlief. Er stand auf, rüttelte mich an der Schulter und sagte: Sonnenaufgang!
 Ich folgte ihm auf weichen Knien zum Aussichtsturm, einem hohen Gestänge mit Leiter und Plattform samt Geländer. Das war die Attraktion des Eismattenschroffenkopfhauses, täglich Sonnenaufgang, für Gäste kostenlos. Auf dem Turm waren die anderen Abenteurer schon versammelt. Der Wind heulte, der Turm ächzte, die Kälte biß, und die Sonne tauchte auf. Sie war auch nicht röter als meine Augen, und ich hätte sie hergegeben für ein weichgekochtes Ei. Angewidert von ihrem Auftritt, verließ ich das schwankende Gerüst und ergriff vor dem ganzen Schroffenkopfzauber die Flucht.
 Unrasiert und schwach auf den Beinen, aber in der Seele ungebrochen, stieg ich ab in gerader Linie, so schnell ich konnte, stäubend von Schnee, einer tieferen Etage der Bergwelt und des Alpinismus entgegen, wo humane Wesen wohnen mußten, die Öfen feuerten, Kaffee kochten und Eier in die Pfanne schlugen. Das Kuddelschroffenkopfhaus war mir zu hoch. Ich war nicht hergekommen, um für den nächsten Krieg zu üben und auszutesten, wieviel ich auszuhalten vermöchte.
 Einsam auf halber Höhe am Berg stand ein festgebautes Bauernhaus, und ich bremste meinen Abstieg. Es war ein Bauernhaus mit Gastwirtschaft. Dicke Mauern, breite, helle Dielen, ein mächtiger Kachelofen und ein würziges Wölkchen vom Kuhstall her. Wärme und Kultur! Ich lebte auf und taute auf. Eine flinke, freundliche Wirtin, ein Pflaumenschnaps, frisches, lockeres Brot, eine Pfanne voll Eier und Speck, das Leben ist gut!
Hellmut Holthaus

Jede Minute ist kostbar

Ich war Gast im fremden Wagen. Mein Nachbar hatte mich über Land mitgenommen. Er saß mit Frau und Kind im Wagen und hatte es überaus eilig. Wir näherten uns einer kurzen kurvenreichen Strecke. Ein Warnschild nach dem andern. Höchstgeschwindigkeit 30 Kilometer stand auf einem. Mein Nachbar nahm den Fuß nicht vom Gashebel.
 „80 ...“ lese ich erschrocken auf dem Tachometer, „80 ... 90 ... 100 ...“
 Ich nehme allen Mut zusammen.
 „Weniger Gas!“ sage ich.
 „Haben Sie Angst?“
 „Die Kurven!“
 Mein Nachbar lacht:
 „Ich habe es eilig. Es kommt mir auf jede Minute an.“
 Das ist ein Argument.
 Ich sage nichts mehr. Ich mache die Augen zu und erwarte mein Schicksal. Es ist noch einmal alles gutgegangen.
 Als wir weiterrollen, frage ich wie nebenbei:
 „Wie alt sind Sie?“
 „Dreißig“, sagt mein Nachbar.
 „Da haben Sie das Leben noch vor sich. Noch mindestens 20 Millionen Minuten!“
 „Ich rechne fest damit“, sagt er.
 „Wie alt ist Ihre Frau?“
 „Zweiundzwanzig.“
 „So herrlich jung! Da hat sie voraussichtlich noch 25 Millionen Minuten zu leben. Und wie alt ist Ihr Kind?“
 „Der Fratz? Vier Jahre“, sagt er und lacht dem Kind glücklich zu.
 „Vier Jahre? Wie beneidenswert! 35 Millionen Minuten Leben liegen noch vor ihm!“
 „Das möchte auch sein“, sagt er und sieht mich mit dummem Gesicht an.
 „Warum erzählen Sie mir das alles?“
 Ich sage:
 „Weil ich nicht verstehen kann, daß ein vernünftiger Mensch durch zu schnelles, unvorsichtiges Fahren zusammengerechnet 80 Millionen kostbarer Minuten riskiert, um eine einzige Minute zu gewinnen ...“
Jo Hanns Rösler



1



2



3



4



5



Fotowettbewerb

Unser Januar-Thema: „Verschneite Welt“

- | | |
|--------------------|--------------------------|
| 1 Hermann Hoyer | Hoesch AG Bergbau |
| 2 Walter Wegmann | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 3 Eduard Podemski | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 4 Manfred Oshowski | Hoesch AG Westfalenhütte |
| 5 Herbert Matthäi | Hoesch AG Westfalenhütte |

Für den WERK UND WIR-Fotowettbewerb bitten wir unsere Leser, bis zum 3. Februar Aufnahmen zu dem Thema „Fotografische Versuche“ und bis zum 3. März zu dem Thema „Unsere Tochter – unser Sohn“ einzusenden.